

VERBODEN.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Prinzessin Albrecht von Preußen.

Seit dem Tode des letzten Herzogs von Braunschweig haben sich in dem kleinen Herzogthume gewaltige Umwälzungen vollzogen. Mit dem Ableben des Herzogs Wilhelm, der dem Lande keinen Erben hinterließ, war Braunschweigs Thron verwaist. Die Frage entstand, ob der Herzog von Cumberland, der Sohn Königs Georg von Hannover, der Nächste, welcher Ansprüche auf den braunschweigischen Thron erheben konnte, dem Herzog Wilhelm in der Regierung folgen, oder ob das Land unter Wahrung seiner Selbständigkeit sich durch dasjenige Organ, welches den Willen des Volkes repräsentiert, durch die Landesvertretung, einen neuen Regenten erwählen sollte. Es erfolgte das letztere. Am 21. Oktober trat unter Vorsitz des Regenschaftsrates der braunschweigische Landtag zusammen und stimmte geschlossen für den Prinzen Albrecht von Preußen, den Neffen Kaiser Wilhelms, als Nachfolger des Herzogs.

Der 2. November war es, welcher lautere Freude über die braunschweigische Bevölkerung brachte. Die Glocken, welche erst ein Jahr zuvor, am 18. Oktober 1884, dem großen Trauerzuge, welcher sich vom Residenzschloß nach dem Dome bewegt hatte, geläutet, grüßten den neuernannten Regenten und seine Gemahlin, Prinzessin Albrecht, zu ihrem Einzuge in die Residenz. Ein offener, von sechs Braunen gezogener Landauer, welcher das herzogliche Wappen in Silber zeigte, führte das fürstliche Paar nach dem Residenzschloß, überall von dem Jubel der Braunschweiger enthusiastisch begrüßt.

War es die ritterliche Gestalt des Prinzen, welche allenthalben gewaltig imponierte, so gewann sich die Erscheinung der Prinzessin durch die Milde und Freundlichkeit, welche aus ihrem Wesen strahlte, sofort volle Sympathieen. Ja, Milde und Freundlichkeit sind es, welche die hervorstehenden Charaktereigenschaften dieser echt deutschen Prinzessin ausmachen, und sie waren es auch, welche einst das soldatische Herz des Prinzen Albrecht in inniger Liebe zu dieser holden Frau entflammen machten, den Bund Weiber für das ganze Leben herbeiführten. — Prinzessin Albrecht steht heute in der Blüte ihrer Jahre. Am 2. August 1854 zu Eisenberg, dem uralten Residenzschloß der Sachsenherzöge geboren, zählt sie erst 31 Sommer. Voll stillen Liebreizes, ist sie eine zarte blonde Erscheinung mit schönen blauen Sachsenaugen. Einfach und schlicht, gemäß der Erziehung, welche sie genossen, ist ihr Wesen. Als einzige Tochter

des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg und seiner Gemahlin Agnes, einer Schwester der Herzogin von Anhalt, wuchs sie auf in den festen Traditionen des sächsischen Hauses, wahr und treu und im frommen Glauben zu Gott.

Als die junge Prinzessin im Sommer des Jahres 1872

Prinzessin bekannt wurde. Im Sommer des Jahres 1873 fand die Hochzeit statt. Der Prinz, den Jahre zuvor noch der Kanonendonner der Schlachten umtobt hatte, führte seine junge Gemahlin heim und in der Stille des Friedens erblühte ihm an der Seite der Prinzessin nunmehr das reine Glück einer Ehe, welche gegenseitige herzlichste Liebe geschlossen.

Schwer hatte sich das Altenburger Land von seinem Liebling getrennt. War doch Prinzessin Marie ihres gemüthvollen Wesens wegen zärtlich verehrt von der ganzen Bevölkerung, wußte man doch, welchen Juwel man besessen und nun verloren. Auch die Prinzessin trennte sich schwer von der ihr so theuren heimathlichen Stätte. Aber in Hannover fand die prinzipliche Gattin eine zweite Heimat und sie fand sie schnell, weil es ihrer bescheidenen Liebeshüchlichkeit gelang, auch hier bald alle Herzen für sich zu gewinnen. Zwar wie es zu hannoverschen Zeiten an der Tagesordnung gewesen, in der Veranstaltung pompöser Feste und Führung eines großen Hofhauses sah Prinzessin Marie ihre Aufgabe nicht. Begabt mit hohem Sinn für alles Edle und Schöne, war sie vielmehr den Musen und Wissenschaften eine wenn auch stille, so doch treue Verehrerin, verstand sie es, den häuslichen Kreis zu einer Pflegestätte der Kunst und zu einem Sammelpunkt der geistigen Elite der hannoverschen Hauptstadt zu machen. Hierzu trat ihr warmes Empfinden mit Unglücklichen und Leidenden. Manches Wehe hat die Prinzessin geheilt, ohne daß es jemals laut geworden wäre, wer die hochherzige Wohlthäterin gewesen.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der nunmehr zwölfsjährigen Ehe drei liebevolle Söhne entsprossen sind. Auf Schloß Kamenz in Schlesien, dem herrlichen Sommeritz ihres Gemahls, lebt die Prinzessin mit demselben dem reinsten Mutterglück, sobald sie den winterlichen Repräsentationspflichten in der Residenz entzogen ist.

Höhere Pflichten als die bisherigen warten der Prinzessin, wenn sie nunmehr gänzlich aus Hannover scheiden muß. In der erhabenen Stellung, welche ihr das

Leben jetzt durch die Berufung des Gatten als Regent von Braunschweig angewiesen, wird Prinzessin Marie Teil zu nehmen haben an den Sorgen für das Wohl dieses schönen Landes, und daß sie sich dieser hohen Aufgabe mit voller Hingabe unterziehen wird, dafür ist der treue Sinn der Prinzessin eine sichere Gewähr.

G. Frankenberg.



Prinzessin Albrecht von Preußen.

in Potsdam der Konfirmation ihrer fürstlichen Cousinen, der Prinzessinnen Marie und Elisabeth bewohnte, da geschah es, daß Prinz Albrecht zu der damals kaum achtzehnjährigen eine innige Neigung faßte. Als bald kehrte häufig in den Zeitungen die Nachricht wieder: „Se. k. Hoheit Prinz Albrecht-Sohn ist nach Altenburg abgereist,“ und endlich erklärte sich der Grund dieser häufigen Besuche, als die Verlobung der

Eine unheimliche Weihnachts- kiste.

Erzählung

von

Ilse Frapan.

(Schluß von Seite 487.)



Es war an dem Sonntag, als wir die Tour nach Bierlanden machten, am 18. Juli, an Arthur's Geburtstag. Papa hat ihn ja von klein auf jedesmal an dem Tage zu uns eingeladen, weil er doch keine Eltern hat."

"Richtig! ich kam noch an den Wagen und gab euch beiden die Moosrosen, dich und deine Mama."

"Zawohl! ich erzähle dir nur die Hauptsachen. Papa war auf dem ganzen Weg sehr vergnügt, beinahe ausge-

lassen; du weißt ja, wie er manchmal sein kann, und neckte Mama, Arthur und mich, daß wir uns kaum vor ihm bergen konnten. In Billwälder wollten wir wie gewöhnlich bei Klaas Ferk einkehren, aber als wir vor die Thür kommen, springt ein ganz junger Wirt heraus statt des weißhaarigen Alten, und bald darauf tritt auch eine junge Frau an den Wagen, und auf Papas Fragen erfuhren wir, daß der junge Mensch der Schwiegerohn ist, der Ferk's Tochter geheiratet und die Wirtshaft übernommen hat, und daß der Alte mit einem schlimmen Fuß bei der andern Tochter ist. Wir laufen in den Garten, essen Erdbeeren, Arthur holt uns Kirichen vom Baum, und Papa sitzt die ganze Zeit zu unserm Gaudium auf einer schattenlosen Bank, prustet vor Hitze und geht doch nicht weg, sondern behauptet, das Gebratenwerden treibe ihm den Rheumatismus aus den Knochen. Auf einmal, gleich nach Mittag, fängt es an zu donnern, und wir haben kaum noch Zeit, unter Dach zu kriechen, so bricht ein furchtbares Gewitter los, so daß an Hinausgehen nicht mehr zu denken ist. Man muß sich im Zimmer amüsieren. Einer spielt einen Tanz und wir drehen uns herum, aber bei der Gewitterluft, die immer noch in den niedrigen Stuben herrscht, wird es uns bald lästig und wir nehmen allerlei Gesellschaftsspiele vor: „Herren und Damen“, ich weiß nicht, ob du es kennst? Na, ist auch nicht nötig; genug, die Herren und Damen trennten sich und berieten in verschiedenen Zimmern. Da kommt zu uns die junge Bierländerin herein, schließt eine große, mit bunten Blumen bemalte Lade auf und zeigt uns darin ihren schönen Hochzeitsstaat, in dem sie vor drei Wochen getraut worden ist. Na, das ist nun recht etwas für solch ein Mädel alberner Mädchen. Wir ziehen den wunderhübschen Bräutigam hervor, der ganz mit echten Gold- und Silberfäden bezaubert ist, eine hängt sich die dicken silbernen Ketten um, eine dritte hält sich den dickwulstigen Faltenrock an den Leib, und ich sehe scherzeshalber die hohe Brautkrone auf. Die junge Frau sieht mich wohlgefällig schmunzelnd an und meint, ich sollte mal den ganzen Staat anziehen, wir seien ja gerade von einer Größe. Ja! ja! schreien alle und stürmen auf mich ein, bis ich mich zuletzt beschwären lasse. Die junge muntere Frau schießt mir rote Bänder in die Zöpfe, wie sichs gehört, ich ziehe das feine tuchene Mieder an, dann die Jacke darüber, die bunte seidene Schürze paßt mir auch ganz gut, und nun will sie mir die Fliederkrone auf das glatt geschittelte Haar setzen, als an die Thür geklopft wird. Aber die ist natürlich verschlossen, ein junges Mädchen geht hin, und ich kann deutlich meines Vaters Stimme draußen unterscheiden, achte aber weiter nicht darauf. Nach einiger Zeit wird die Frau hinausgerufen, kommt wieder und sagt: „Die Herren haben auch was vor.“ Dabei lacht sie wie ein Spitzbube. Mit jubelndem Gelächter führen mich nun die Mädchen in den großen Tanzsaal, der ganz frei steht und an jeder der vier Seiten eine Thür hat. Sie stellen mich Mama vor, die auch sagt, der Anzug siehe mir gut, und ich sehe mich in dem langen schmalen Spiegel und muß selbst lachen über mein rot und weißes Bauerngesicht, zu dem das Kostüm gar nicht besser passen kann. Da fängt hinter mir ein Musikieren an, und als ich mich umdrehe, sehe ich einen ganzen Zug hereinmarschieren, einen Geiger voran, die junge Frau faßt mich an der Hand, die andern Mädchen drängen nach, Alles lacht, und nun sehe ich, daß sie einen der Herren als Bräutigam aufgezupft haben, mit einem großen Strauß an der Jacke, und mein Papa führt ihn, und es ist niemand anders als Arthur."

"Hab ich mir wohl gleich gedacht!" fiel die Amme ein, „na, Susse, und da?"

"D Dodo, er sah reizend aus! Das heißt, ich meine natürlich scheußlich! Die Jackenärmel waren ihm eine Meile zu kurz, und die Hosen erst recht, und nun erst der Hut! Er saß ihm ganz hinten im Genick, und da sie ihm die Brille abgenommen hatten, guckten seine Augen so weitoffen und suchend in die Welt, — ich wußte, er sah nicht fünf Schritte weit! — Es war gräßlich unartig von Papa, gräßlich! Aber die bloße Erinnerung daran, wie er ausah —"

Susanne lachte, bis ihr die Thränen in den Augen standen. Dann drückte sie die warme Hand der neben ihr Sitzenden: „Sieh', gerade weil ich ihn so lieb habe, kann ich so wahnsinnig über ihn lachen! gerade darum! Aber jetzt weiter. Papa machte wahrhaftig Miene, mit ihm auf mich loszukommen; ich ging rückwärts bis an die Saalwand, weiter konnte ich ja nicht. In dem Augenblick erkennt mich Arthur, wird dunkelrot und prallt zurück, wir reißten uns beide los und nun rennt er nach rechts und ich nach links, bis wir die zwei entgegengesetzten Saalthüren erreichen, und hinaus, so schnell die Füße laufen wollen, und hinter uns lachen sie wie toll! Und zufällig," sagte Susanne zögernd und zu ihrer Stiefelspitze gewendet, „zufällig sind wir uns dann draußen doch in die Arme gelaufen, und da hat mir Arthur — na, da haben wir uns verlobt. Aber war es nicht scheußlich von Papa? ich meine, daß er es nur zum Spaß gethan hatte?"

Doris schüttelte indigniert den Kopf. „Nee, hör' mal, Kind, alles was recht is, aber das is nich recht von den Mann, un wenn es auch dein Vater is. Un dann so'n edeln Charakter wie Arthur, un denn sein Mündel, nee, das laß man sein, dat kann mi nich gefallen!"

„Gestern und vorgestern hat Papa den ganzen Tag Pakete gewickelt und gesiegelt mit Rauchfleisch oder Mettwurst oder Braunkuchen, alles für die kleinen Gerichtsbeamten, die er noch von früherher jede Weihnacht beschenkt," sagte Susanne nachdenklich. „Zhr kriegt auch drei Pakete, ich habe die Adressen gesehen. — Du, ein Schreiber is da, ein Geck mit langen Locken, dem schenkt er'n Limburger Käse, er stinkt allmächtig. Ja, so ist er!" Sie mußte doch wieder lachen. „Er hat sich übrigens nachher herausreden wollen, er hätte nicht genau gewußt, daß ich die Braut sei, und dann hätte er gern mal sehen wollen, ob Arthur wohl eine Liebeserklärung so vom Zaun brechen könne. Nein, Doris, böse meint er es nicht, das weiß ich, aber er spielt mit uns, wie die Kasse mit der Maus."

„Ich begreif es nicht! Sonst hat da einer doch seine Freude an, wenn ein junger Mensch recht gefest is, und nu dein Papa gerade das Gegenteil." Susanne nickte heftig.

„Gefest! er ist nur so bei Papa, da ist er geniert, weißt du, weil Papa ihm so imponiert. Mit mir ist er lustig genug."

„Wenn er das mit das Wechseln nich gethan hätte un wäre Avkat geworden!"

„Man muß doch werden, wozu es einen treibt, Doris."

„Das sag' ich selbst, und mein Mann auch! Mein Mann sagt: ich zwing' meine Gören zu nix, un wenn sie Pütcher* werden wollen, laß ihr, — blot nich Schoosteenfeger, dat is mi to swart!"

Aber Susannens Lachlust war vorüber.

„Ich wollte, ich wäre dein Kind, Doris," sagte sie kummervoll. „Ich wollte, ich könnte hier mit euch das Puppen-geschirr klären und heiraten, wen ich wollte, und mein Papa wäre so vernünftig, wie dein Mann! Aber jetzt muß ich hinüber."

Sie schoß im Zorn aus der Thür und prallte heftig mit einer ihr entgegenkommenden Gestalt zusammen, die sie mit verwundertem Ausruf in den Armen auffing und wieder zurück ins Zimmer zog.

„Gu'n Abend, Fräulein Susanne! Gu'n Abend, Mutter, ich melde mich zur Stelle!"

„Ach, August! min söte Jung, min gode Jung! büßt du denn dar?" rief Frau Schildhauer und zog den schlanken jungen Soldaten in ihre Arme.

„Jung, Jung! wat'n Freund! Sett di dal, de Koffee is noch hött!"

„Desto besser! es hat da so rübergepußt, von Rahlstädt an, über die Felder und durch die alten Knicken, meine Ohren sind beinah ab. Mutter, was fummelst du denn so mit dem schwarzen Lappen?"

Sie war in der Zerstretheit der Freude ihm und sich abwechselnd mit dem Märklappen übers Gesicht gefahren.

Susanne sah mit einem kleinen Anflug von Neid auf die Gruppe.

„Mich hast du wohl noch gar nicht gesehen, großer Junge," rief sie pagig. „Ach, richtig! Hast mich ja schon wieder „Fräulein" tituliert; das lernst du wohl in Kiel, deine Milchschwester zu siezen! Dafür will ich auch jetzt gar nichts von dir wissen, obgleich ich dich genug zu fragen hätte. Wenn du mich sprechen willst, kannst hinüber kommen! Adieu!"

Auf der Schwelle kehrte sie um: „Steht die Klinik in Kiel noch, oder ist sie vielleicht abgebrannt und alle Ärzte und Patienten mit? Und Tinte und Feder giebt es auch wohl nicht mehr da? Und grüßen läßt einen auch kein Mensch, wie?"

August sprang auf, räusperte sich, besann sich und sagte dann begütigend: „Einmal muß es doch Fräulein heißen, Fräulein, und was die Kieler Klinik is, die is ganz fidel, und Federn giebt es da die schwere Menge und 'n Gruß" — er grünte verlegen und schelmisch zugleich, — „'n Gruß soll ich Fräulein auch bringen, nämlich von meinem Feldwebel, wegen der Würste, die mir Fräulein zum Geburtstag geschickt hat, und wovon er natürlich sein Teil abgekriegt hat."

Susanne sah ihn mit verwundertem Schmolzen an! „Dir hat wohl Papa das Reden verboten," brummte sie und ging hinaus.

Kaum war sie fort, als August zu kichern begann und dann in ein unaufhaltsames Lachen ausbrach. Er klatschte

* Töpfer.

sich mit der Hand auf die Kniee und warf den Kopf hin und her, als ob er ihn vom Halse schütteln wolle. Dann, als er die zornigen und erschauerten Augen seiner Mutter auf sich gerichtet sah, nahm sein blondes bartloses Gesicht einen geheimnisvollen Ausdruck an.

„Min Gott, August, wat heft du denn?"

„D, nix von Bedüden."

Sie stellte ihre kurze, wohlhabige Person vor ihn hin, die Hände auf den Hüften.

„Ich weiß nicht, was du zu lachen hast. Die arme Deern is da böös an, der Rat läßt sich nicht spotten. Der arme junge Doktor is nich nach seinen Gust, er mag aufstellen, was er will. Als er das eine Mal wieder heimlich im Haus gewesen is, drüben, is der Rat den ganzen Tag rum gelaufen un hat geschmüffelt wie 'n Tiger und gebrummt: Ich rieche, rieche Menschenfleisch! Die Kösch hat es mir selbst erzählt. Die Dornern hat gemeint, sie kriegt den Tod an'n Hals!"

Der Sohn strich ihr lächelnd über die Hände. „Ich glaube, er meint es garnich so böös, un wenn ich der Doktor wär' —"

„Herrgott, August, tüder' doch nich so, wo kunnst du woll 'n Dokter sien," schnitt sie ihm die Rede ab, „drink leever's din Koffee!"

„Es wird schon dunkel um und um,
Der Pelzmärtel geht herum —"

deklamierte Toni Dorner, „weißt du noch, Susanne? Und dann ging Mama immer in einen großen Mantel gewickelt, unter dem außer ihr auch noch unsre neubekleideten Puppen steckten, mit langen geisterhaften Schritten durchs Zimmer, und wir saßen alle drei in der Ecke zusammengedrückt und wußten nicht, ob es der wirkliche Pelzmärtel sei, oder nur ein unechter, und keiner wollte dem andern zugeben, daß es Mama gewesen sei."

Die beiden Schwestern schwätzten von vergangenen Weihnachtsabenden. In der Ecke gegenüber dem großen gelben Kachelofen stand die kleine Kätkin, ordnete die Bescherung für die zwei Dienstmädchen und steckte die blanken Geldstücke in rotbäckige Äpfel, damit es ein bißchen bunter aussähe.

„Wie still es heute werden wird," fuhr Toni fort, „so recht, was man thranig nennt. Nicht Willy und Mathilde und nicht mal Arthur. Und du siehst schon längst aus wie drei Tage Regenwetter, ach!" sie seufzte herzhaft.

Susanne antwortete nicht, sah auch nicht auf.

„Weißt du noch, wie wir den famosen Zulkapp hatten, als du den großen Braunkuchemann im Birnbaum fandest? Gott, wie lustig wir damals waren!"

Susanne nickte. „Da war auch Arthur hier."

„Und wie wir oben im Dunkeln saßen und auf die Glocke warteten? Und einmal lernten wir alle ein Hauptstück aus dem Katechismus, damit die Zeit schneller verginge, das hatte auch Arthur ausgedacht! Und wie wir einmal abends nach zehn noch alle in den Garten hinausliefen, und die Sterne glänzten so hell wie nie wieder!"

„Ja, als wir so viele Karpfen gegessen hatten."

„Und nachher tanztet ihr im Schnee zusammen, du und Arthur. Wo er wohl heute Abend ist!"

Die beiden Schwestern sahen sich an, dann brachen beide plötzlich in Thränen aus.

„Ach Susse," tröstete Toni, „wenn er doch nicht den dummen Einfall gekriegt hätte!"

„Was für einen, Toni?"

„Ich meine, daß er dich haben wollte, Susse, es war so schön immer, und jetzt —"

Susanne stand mit einem beleidigten Fräzchen auf: „Du bist doch noch ein rechtes Gör —" damit ging sie aus der Thür und bis in den Garten. „Ich möchte am liebsten hier draußen bleiben; wo soll ich heut Abend ein dankbares Gesicht hernehmen, wenn mir Papa etwas schenkt," grollte sie.

Als sie wieder die Klinke der Hinterthür erfaßt hatte, machte ein plötzliches Geknarre in dem dunkeln Garten, daß sie den Kopf wenden mußte. Der Grand knirschte unter Fußtritt, und sie glaubte auch ein gedämpftes Sprechen zu hören. „Ist da jemand?" rief sie unwillkürlich. Niemand antwortete.

„Es wird draußen auf dem Dorfweg gewesen sein," dachte sie, während sie die Thür öffnete und über die hell erleuchtete Hinterdiele ins Wohnzimmer trat, wo sie mit Borwürfen empfangen und von Toni in den Saal gezogen ward.

Papa hatte sein Meisterstück gemacht an dem Weihnachtsbaum; so schön war er nie gewesen. Der große Spiegel warf das Bild der hohen Pyramide mit ihrem Silbernetz auf den Zweigen doppelt strahlend zurück, und auch Susanne war noch Kind genug, um in ein entzücktes Ah! auszubrechen.

Eben waren sie an den Tisch getreten, der ganz voll Gaben lag, als Toni aufhorchte und ihre Mama am Armel faßte:

„Still mal eben, Mama, bitte, es wird draußen etwas gebracht."

„Gewiß ein Zulkapp!" sagte die Frau vergnügt.

„Sieht denn niemand nach der Thür? Wo sind denn Lene und Minna?" fragte der Rat.

Toni, die hinausgelaufen war, kam wieder herein, sie sah ein bißchen verfürzt aus: „Ich weiß nicht, — es ist so stockdunkel draußen, und mir war, als hörte ich sprechen."

„Dunkel? eben brannte noch die Lampe ganz hell.“
 „Unfinn!“ rief der Rat, „ihr seid mir die Rechten. Erst paßt keiner auf, und dann zittern sie gleich um nichts und wieder nichts.“ Er nahm ein Licht vom Klavier und ging damit hinaus, — es erlosch, so wie er die Thür öffnete.

„Hier, hier, Papa!“ die Rätin brachte eine Lampe aus dem Wohnzimmer. Sie flackerte hoch auf — „Donnerwetter!“ rief der Alte, „schon wieder aus! die Hinterthür muß sperangelweit offen stehen! Die muß ich erst schließen.“

Er ließ die Saalthür offen, aber das von dort strömende Licht erhellte nur einen Teil der geräumigen Diele. „Na!“ schrie er plötzlich, „was stellt ihr denn mitten in den Weg, daß man sich die Stirn einrennt?“ Dann warf er donnernd die Thür zu und kam, die Hand auf die Wange gedrückt, knurrend zurück.

„Was ist denn?“ Die Rätin hatte hoch die Lampe erhoben, die jetzt ruhig fortbrannte. „Aber daran sind doch wir nicht schuld, Papa! Mein Gott, eine große Kiste, die ist gewiß von Willy und Mathilde!“

„Sonderbare Manier, die so bei Nacht und Nebel hier einzuschmuggeln. Und weder Adresse noch Postvermerk,“ kopfschüttelte der Rat, „versteh ich nicht!“

„Es ist ein Zuckklapp!“ rief seine Frau, „bitte mach gleich das Ding auf! Ein Hammer und ein Schraubenzieher ist hier.“

„Hm! ein riesiger Kasten! So hoch, daß ich kaum drüber wegsehen kann! Wollen doch mal erst dran klopfen.“

Alle horchten, wie er an die Kiste schlug; ein hallender Ton war die Antwort.

Der Rat fuhr empor, sein Gesicht blickte gespannt. „Die Kiste ist hohl!“ rief er.

„Hohl?“ seine Frau schlug lachend die Hände zusammen. „Ach, was wird sie wohl! Sieh, laß mich mal klopfen.“

Sie schlug aus Leibeskräften gegen die Seitenwand.

„Es klingt hohl!“ sagten nun auch die beiden Mädchen und traten unwillkürlich zurück; alle blickten sich ungeschlüssig an, als ob jeder vom andern eine Auskunft erwartete.

„Papa,“ die Rätin zupfte ihren Mann mit flehendem Blick am Armel, „du machst solch sonderbares Gesicht, — ist dir die Sache unheimlich?“

„Höchst verdächtig! eine Kiste, von der kein Mensch weiß, woher sie kommt, und die so hohl klingt...“

„Aber wenn sie leer ist, was kann sie dann schaden, Papa?“

„Wenn sie leer ist!“ wiederholte der Rat bedeutungsvoll. Die Rätin war blaß geworden. „Ja, wenn es etwas Unheimliches ist, warum lassen wir sie dann nicht wieder hinausstragen? Die Mädchen —“

„Wollen wir nicht lieber Schildhauers rufen,“ fragte Susanne, der das verdächtige Geräusch im Garten nicht aus dem Sinn kam.

Ihr Papa nickte. „Schildhauer und August, und wenn sie Vitendübel mitbringen könnten, um so besser, wir haben ihn vielleicht nötig.“

Das Mädchen eilte hinaus, der Rat verschloß die Hausthür hinter ihr und steckte den Schlüssel ein.

„Vitendübel? was soll denn der Nachtwächter, Mann?“ feuchte die Rätin.

„Scht,“ machte der Rat und winkte ihnen mit geheimnisvoller Miene in den Saal zu kommen, dessen Thür er aber offen ließ.

„Hört,“ flüsterte er aufgeregt, — „als ich an der Kiste vorbeiging, das letzte Mal, hab ich Cigarrendampf gerochen. Es ist nicht das erste Mal, daß sich auf diese Weise in einer Kiste ein — Einbrecher hat hereintragen lassen!“

Bei dem Worte „Einbrecher“ stieß die Rätin einen gellenden Schrei aus und sank auf einen Stuhl.

„Ja, und es ist nicht unmöglich, daß sich die Helfershelfer noch draußen im Garten versteckt halten. Wartet hier einen Augenblick, — ich hole meine Pistolen herunter, es ist doch für alle Fälle —“

„Was?“ schrie die Frau und klammerte sich an ihn — „wir sollen hier allein bleiben mit dem Mörder, der da in der Kiste schon sein Messer weßt? O Mann, wenn du mich je geliebt hast —“

„So hole du das Kästchen herunter, du weißt ja, gleich auf dem Schreibsekretär oben rechts.“

„Ich? ich soll die Dinger anfassen? Das wäre das erste Mal in meinem Leben! Sie könnten ja losgehen! — Nein, Toni, auch du nicht, wir wollen Lene und Minna rufen mit Schaufeln und Besen —“

„Könnten wir nicht alle drei hinaufgehen?“ lächelte Toni, die fast ebenso zitterte wie ihre Mutter.

„Das fehlte noch,“ erwiderte der Rat, „damit mir der Kerl durchs Fenster entwischt! Nein, das geht nicht, wir müssen von hier

aus die Kiste im Auge behalten. Schnell, Toni, die Pistolen —“

Toni riß sich von der Mutter los und lief durch die Borderdiele die Treppe hinauf.

„So,“ überlegte der Rat, „jetzt ihr beiden hinter mich, und Vitendübel stellen wir ganz vorn hin, und die Schildhauers zu beiden Seiten, dann wollen wir ihn wohl packen.“

„Gott! was für ein Weihnachtsabend!“ stöhnte die Frau. Auf einmal freischte sie auf. „Und du sagst, draußen sind noch mehrere Bösewichter, und Susanne? du hast Susanne hinausgehen lassen?“

„Um Gottes willen!“ stieß der Vater blaffen Antlitzes hervor, „das ist ja auch wahr — Susanne! Susanne!“ damit rannte er an der Kiste vorbei, um die Thür wieder aufzuschließen, als er plötzlich wie angewurzelt stehen blieb.

„Still, ganz still!“

Ein schnurrendes Geräusch wie von einem Räderwerk tönte aus der Kiste.

Das war zuviel! Der Gerichtsrat stieß einen Schrei aus und sprang so gewaltsam zurück, daß er Frau und Tochter, die ihm nachgegangen waren, fast zu Boden gestürzt hätte.

„Himmel, donnerwetter!“ schrie er heiser, „hinaus! hinaus, so schnell ihr könnt! es ist kein Dieb in der Kiste! gleich fliegen wir alle in die Luft! Ich habe das Uhrwerk raffeln hören, — es ist abgelaufen — gleich muß sie plagen — es ist eine Höllemaschine mit Dynamit!“

Er warf einen jammervollen Blick ringsum auf die schöne Einrichtung des selbsterbauten Hauses, das ihm schon wie ein rauchender Trümmerhaufen erschien, ergriff die leblosen Hände seiner Frau und Tochter und riß sie ins Freie und durch die nassen Gartenwege entlang.

„Vorwärts! vorwärts! glaubt ihr, daß ihr hier sicher seid? Ich sage euch, nicht ein Stein bleibt auf dem andern! Es muß eine fürchterliche Masse darin sein! Solch ein Bubentück ist noch nicht dagewesen! Und dazu offenbar ein Mißverständnis. Weiter, weiter! seht ihr Susanne nicht? wo sie nur sein mag! und Schildhauers und Vitendübel! und das Gartenhaus springt sicher mit in die Luft, o daß ich das erleben mußte!“

„Wie lange kann es noch dauern bis zur Katastrophe?“ bebt es von den zitternden Lippen der Rätin.

„Ich wundere mich, daß sie nicht schon eingetreten ist!“ erwiderte er, sich scheu umsehend, „das abrollende Uhrwerk setzt einen Zündstift in Bewegung, der die Sprengmasse zum Explodieren bringt; aber wie sonderbar! es dauert wirklich fürchtbar lange — sollte ich mich geirrt haben?“

„Papa! Mama! Toni! wo seid ihr denn?“ hörten sie jetzt vom Hause rufen, „die Hausthür steht offen, und niemand ist zu sehen? Die Leute kommen gleich, die Kiste fortzutragen.“

„Bist du drinnen, Susanne? Sieht sie noch ebenso aus wie früher,“ rief der Rat zurück.

„Ganz ebenso! ich glaube wahrhaftig, ihr seid vor der Kiste weggelaufen.“

„Papa,“ meinte die Rätin, „du siehst, sie plagt gar nicht, wollen wir nicht umkehren? Wir knicken die Kniee, daß ich mich am liebsten hier in den nassen Schnee setzen möchte. Himmel, wie du einen erschrecken kannst.“

„Eins! zwei! drei! hurrah!“ rief der Papagei, als sie wieder hereinkamen. Er war vom Saal unbemerkt auf die Diele geflogen, saß jetzt auf der Kiste und schlug ungeniert nach Zimmermannsart fingerlange Spähne davon herunter.

„Au!“ rief es plötzlich.

„Wer hatte ‚Au‘ gesagt? Niemand?“ Alle sahen sich erblassend an.

„Hat denn die Angit kein Ende?“ stöhnte die Rätin. „Ach wäre doch wenigstens Arthur hier!“

„Papa! Papa! der Deckel hebt sich von der Kiste! sieh Papa! er bewegt sich! ein Kopf kommt heraus.“

Der Deckel hob sich langsam, die Rätin hielt sich schreiend

die Hand vor die Augen, die beiden Schwestern umfaßten sich, — der Rat erhob das Pistol und zielte, — der Deckel klappte zurück. — „Schieße nicht, Papa“, schrie Susanne und stürzte zwischen die Kiste und ihren Vater — „es ist Arthur!“

Der Schuß war schon losgegangen — Susanne hielt die Hände um den braunen Kopf, der über dem Kistenrand hervorblickte.

„Ist — ist — etwas passiert?“ — stotterte der Rat, der noch wie erstarrt mit der erhobenen Waffe in der Hand da stand.

„Nichts! die Kugel steckt in der Thür!“ erwiderte der Mann in der Kiste, nur ein Splitterchen hatte ihn an der Wange getroffen.

„Gott im Himmel! Arthur!“ stammelte die Rätin. „Komm, mein Arthur,“ echote spottend der Papagei.

Der Rat starrte sprachlos, — Beschämung, Zorn und Verblüffung kämpften auf seinem Gesicht.

Susanne trat von Arthur hinweg, der bis an sein stark blutendes, sehr rotes, verdüstertes und kurzschichtiges Antlitz noch immer in der Kiste saß.

„Herr Vormund,“ begann er jetzt hochatmend — „Sie sind sehr böse, nicht wahr?“ Keine Antwort.

„Sie hatten mir verboten, Ihre Schwelle wieder zu betreten,“ begann er mutiger von neuem, — „aber es war der erste Weihnachtsabend, den ich seit zwanzig Jahren nicht bei Ihnen zubringen durfte, — ich sehnte mich so nach Susannen, nach Ihnen allen, — ich hielt es absolut nicht allein aus und so habe ich mich — über ihre Schwelle tragen lassen!“

Ein Scherz des Verständnisses ging über aller Lippen, der Rat betrachtete den jungen Mann, der in der Aufregung glatt und ohne Anstoß gesprochen hatte, als trüge er plötzlich ein ganz neues Gesicht. Es schien, als sei dem Alten eine plättende Hand über die gerunzelte Stirn gefahren. Aber der Ärger behielt doch noch die Vorhand.

„Und mit solchen tollen Streichen meinst du mich umstimmen zu können?“ fuhr er auf.

„Sie warfen mir ja gerade vor, Herr Rat, daß ich nie einen tollen Streich gemacht: dies war nun einer! Vergeben Sie mir!“

„Nur ein toller Streich? ich danke! und das Dynamit und das Uhrwerk?“

„Ich hatte Ihnen eine Weckuhr mitgebracht, Herr Rat, die ist mir in der Rocktasche umgefallen und hat so geklirrt, zu meinem eigenen allergrößten Schrecken.“

„Aber warum bist du nicht herausgekommen, Arthur, als du unsere Unruhe sahst,“ lachte Susanne.

„Ich konnte den Deckel nicht aufbringen, er war verquollen, die alte Kiste hat ja bei Schildhauers seit ewigen Zeiten im Schauer gestanden; und es wäre doch gar zu lächerlich gewesen, hätte ich euch wollen in der Kiste um Hilfe anrufen. Darf ich jetzt herauskommen, Herr Vormund? Reichen Sie mir die Hand?“

„Du zogst es also vor, uns lächerlich zu machen,“ sagte der Rat feindselig und rührte sich nicht.

Die Rätin saß ängstlich wartend, die Hand auf den Mund gedrückt, — Susanne hatte eine ganze Karaffe Wasser auf ihr Taschentuch gegossen, um Arthurs Wange zu kühlen, nun hielt sie auch an auf dem Wege zu ihm, — es ward eine unerquickliche, bedrückende Stille.

Da hob der Papagei, der auf Arthurs Schulter geflogen war, lustig die Flügel, drehte die Augen nach rechts und links und schmeichelte in seinen zärtlichsten Tönen: „Na, komm! gib mir ’n Kuß.“

Heimlich lächelnd, zweifelnd und verstohlen, sah einer den andern an, und dann, wie auf Verabredung, rannte Susanne zu ihrem Vater, Toni zu ihrer Mutter und umarmte sie.

„Lieber Papa,“ flüsterte Susanne, „weil du ihn doch beinahe totgeschossen hättest und weil doch heute Weihnachtsabend ist!“

Der Rat sah über den blonden Kopf seiner schönen Tochter weg zu dem Übelthäter hinüber.

„Nun, was willst du denn eigentlich?“ fragte er mit befängtigter Stimme.

„Ich will Susanne heiraten,“ erwiderte er, durch ihren lieben Blick ermutigt.

„Herrgott, schon wieder?“ rief der Rat und schlug wie in äußerster Verwunderung die Hände zusammen, „na wenn es denn nicht anders sein kann —“

Mit Donnerepolder stürzte die Kiste zu Boden, der Begnadigte war heraus ohne Hilfe und lief mit ausgestreckten Armen auf Susannen zu.

„Nun seh’ einmal ein Mensch! Der hat sich ja merkwürdig verändert,“ sagte der Rat, gutlaunig und deutete mit dem Daumen über seine Schulter nach ihm hin, — „wahrhaftig, er kann noch werden, — seine Natur ist doch explosiver, als ich sie mir vorgestellt hatte! Na — na, wir wollen das Beste hoffen!“

— Ende. —





Erinnerungen an Lord Salisbury und seine Familie.

Aus den Papieren eines Franzosen.

Es sind beinahe zwei Jahre, schreibt Dr. Coppini, als ich Frankreich verließ, um nach England zu reisen. Lady Salisbury wünschte einen Franzosen zu engagieren, der sich „als Gast und als Freund“ an ihrem familientisch wohl fühlen sollte, um nebenbei mit ihren Kindern französisch zu sprechen. Man bot mir diese Stelle an. „Das wird für Sie,“ so sagte man mir, „eine vortreffliche Gelegenheit sein, die vornehme englische Gesellschaft in nächster Nähe kennen zu lernen.“

„Aber ich bin Republikaner aus vollster Überzeugung,“ antwortete ich, „werde ich nicht Misttöne erwecken inmitten dieser Tories? Ich werde mich neben den Praktikanten von high church befinden, und ich bin nicht im geringsten Praktikant. Bin ich sicher, daß mir nicht von Zeit zu Zeit Worte entfallen, Bestimmungen entschlüpfen, welche durchaus nicht nach dem Geschmack meiner Wirte sein würden?“

„Beruhigen Sie sich,“ antwortete man mir, „diese Familie ist sehr tolerant und aufgeklärten Geistes; Sie werden in vollkommener Einigkeit unter ihnen leben, ohne irgendwie gezwungen zu sein, Ihre Aussprüche im Zaum zu halten.“

Ich nahm die Stellung also an; ich verließ Paris; das Studium der Medizin, des Rechts, die Schule der politischen Wissenschaften. Man lernt nichts, wenn man immer daheim bleibt; ein Aufenthalt in England, so hoffte ich, werde meine Kenntnisse aufs interessanteste bereichern.

Es war im Monat September 1883, als sich Lord Salisbury mit seiner Familie in Dieppe befand; sie bewohnten hier ein Chalet, welches ihnen gehörte, „Chalet Cecil“, nach ihrem Geschlechtsnamen benannt. Es war Mittag, als ich dort eintraf. Ein Diener empfängt mich an der Eisenbahn und führt mich in ein Hotel. Kaum in meinem Zimmer angelangt, präsentiert sich mir ein Jüngling von sechszehn Jahren, von offenem und verbindlichem Benehmen, ohne die geringste Verlegenheit. Es ist der zweite Sohn; er überbringt mir die Entschuldigungen seiner Mutter; das Chalet sei augenblicklich voll eingeladener Gäste, man könne mich daher erst in einigen Tagen darin aufnehmen. Ich kleide mich eiligst an, um zur Begrüßung seiner Eltern mit ihm zu gehen; er findet mich viel zu elegant in meinem Visitenanzug und besteht darauf, daß ich den einfachsten wähle.

Unterdessen nimmt der junge Mann ein Buch zur Hand, welches gerade auf einem meiner Koffer liegt; es ist „L'étude de Guizot“ über Robert Peel. „Sie haben darin gelesen?“ fragt er.

„Ja wohl; — welcher Mann dieser Peel!“

„Ich verabscheue ihn,“ erwidert er, „er ist ein Verräter!“ Ich sehe ihn erstaunt an; er fährt erklärend fort: „Ich bin ein Konservativer und Sie, wie ich annehme, ein Liberaler.“

„Ja wohl!“

„Gleichviel! Wir werden uns demungeachtet sehr gut verstehen; Sie werden sehen.“

Meine Toilette ist beendet. Im wahren Schnellläufersschritt muß ich mit ihm den steilen Hügel ersteigen, auf welchem das Chalet Cecil aufgebaut ist. Ich komme ganz außer Atem an und kann eine Zeitlang kein Wort hervorbringen; wir treten nun in einen großen Salon ein, der mit Personen angefüllt ist, die ich nicht gleich unterscheiden kann. Die älteste Tochter eilt mir entgegen. „Man erwartet Sie zum Lunch,

Mylord ein. Dieselbe Ceremonie; wir drücken uns fortdial die Hände, aber wir verschließen fast hermetisch unseren Mund. Da kein Diener mehr im Zimmer ist, bedient sich Mylord selbst; er geht um den Tisch herum, sucht sich aus, was ihm behagt, und setzt sich endlich. Das Mahl war beendet mit dem Augenblick, wo sich Mylord erhob und nach dem Salon einlud.

Ich finde hier unter anderen eine Schwester und eine Cousine der Hausfrau, die beide nicht beim „Lunch“ zugegen gewesen. Nach Lady Salisbury sehe ich mich jetzt vergeblich um.

Glücklicherweise erblicke ich sie bald draußen über den Rasen schreitend; ich eile ihr entgegen und erlaube mir einige Fragen zu thun. Die Antwort bereitet mir eine unangenehme Überraschung. Das Programm meiner Pflichten ist anders als das, welches ich angenommen hatte. Es handelt sich nicht mehr darum, nur französisch mit der Familie zu sprechen, nein, ich soll täglich zwei Unterrichtsstunden den beiden jüngsten Söhnen (Nr. 4 und 5) des Hauses geben. Ich entschuldige mich, indem ich bemerke, daß ich dieser Aufgabe nicht gewachsen und in keiner Art darauf vorbereitet sei. Lady Salisbury stellt sich, als verstünde sie mich nicht und sagt zweimal hinter einander zu mir: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß alles sehr gut gehen wird; wie Sie es machen, so wird es gut sein.“ Ich widerspreche nicht länger; die Lady fügt hinzu: „Jetzt gehören Sie zu unserer Familie.“ Sie teilt mir nun mit, daß ich mit den beiden jüngsten Söhnen auf einige Wochen nach Bournemouth, dem englischen Cannes, dann aber einige Tage nach Cranborne (der Besitzung, von welcher der älteste Sohn für jetzt den Titel trägt), gehen sollte; endlich würde sich die ganze Familie um Weihnachten in Hatfield zusammenfinden. Diese ganze Unterhaltung war in kurzen Worten abgemacht.

Gegen 5 Uhr vernahm ich Geräusch im Nebenzimmer; man präparierte den Thee. Während man ihn einnahm, wechselte ich einige Worte mit der jüngsten Tochter; dann erwartete ich geduldig den Augenblick, der mir erlaubte, mich zum Diner anzukleiden.

Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr war das Diner bereit, die Herren und Damen in Gesellschaftstollette im Eßsaal.

Und nun mußte ich mir gestehen, daß ich nie ein Paar gesehen, welches so zufrieden mit seinem Erdenloze schien, als Lord und Lady Salisbury. Man hatte mir vorher beständig wiederholt, Lord Salisbury wäre fast immer übler Laune, was einem Magenübel zuzuschreiben sei; ich muß indes gestehen, daß ich dies in seinem Wesen nie bemerkt, ihn im Gegenteil stets sehr freundlich gefunden habe.

Er ist sehr groß, von breiten Schultern, hat einen schwarzen Bart, der hin und wieder Silberfäden zeigt, jedoch stark und voll ist; seine Kopfhaare sind lang, die Stirn ist aber kahl bis hoch hinauf. Seine Physiognomie hat einen wohlwollenden Ausdruck, manchmal nur will es scheinen, als blühe Malice aus seinen Augen und umspiele seine Mundwinkel ein wenig Bosheit. Jedenfalls ist er in den Werken, die er herausgibt, kaufmännischer als bei seiner Unterhaltung, und wenn er seine Reden hält, so glaube ich entschieden, daß er diesen väterlichen und gütigen Gesichtsausdruck, den er in seinem Hause annimmt, verliert.

Was mich betraf, so war er zu mir von einer großen Zuverlässigkeit; er versäumte niemals die Gelegenheit, mir etwas Verbindliches zu sagen, und schien es für seine Pflicht zu halten, sich eingehend mit mir zu beschäftigen, sobald wir uns allein gegenüber befanden. Ich konnte es auch nie dahin bringen, ihn in einen salon vor mir eintreten zu lassen. Lady Salisbury ist schön und sieht sehr vornehm aus, besonders in voller Toilette. Ihre Physiognomie ist offen, freimütig, von Intelligenz durchleuchtet und Güte ausstrahlend; sie ist sehr belehrend, besitzt viel Einsicht und hat ein außerordentlich sicheres Urteil. Ganz eigen ist die Art ihrer Unterhaltung; sie spricht z. B. zehn Minuten lang, und man ist entzückt; dann hält sie plötzlich inne und das ist dann, als zöge man einem schnell das Brett unter den Füßen fort.

Auch die Töchter befelegten sich mir gegenüber stets

meine Mutter wird auch bald erscheinen.“ Wir begeben uns alle drei in den Eßsaal und sprechen in abgebrochenen Sätzen vom Wetter, das abscheulich ist, und von meiner Reise. Nach und nach kommen auch die anderen Personen; man wechselt kaum einen Gruß mit ihnen, und ich bemerke, daß man mich nicht einmal ansieht. Das war eine Enttäuschung für mich, der ich mich bisher immer für ein sehr interessantes Wesen gehalten hatte. Schließlich aber überkam mich die Lachlust und ich sah die Sache von der komischen Seite an.

Nach und nach leerte sich der Saal ebenso, wie er sich angefüllt hatte, und ich war plötzlich allein. Nach einer Weile trat Lady Salisbury ein; ich stehe auf, sie reicht mir die Hand, als wären wir seit zwanzig Jahren mit einander bekannt. Sie erkundigt sich nach meinem Befinden, spricht vom Wetter — und weiter nichts. Nach zehn Minuten tritt

einer gewissen Art von Verbindlichkeit und pflegten mit mir eingehende Unterhaltungen zu führen. Die Älteste hat einen ersten Charakter und erscheint mir ausnehmend distinguiert; sie besitzt, wie man zu sagen pflegt, „Nace“. Die Jüngste ist durchgeistigt, dabei etwas boshaft, aber ohne böswillig zu sein. Beide Schwestern können über alles Mögliche plaudern und immer durchdacht; jede entwickelt dabei einen besonderen, ihr eigenen Reiz. Sie behandeln oder berühren auch jeden Gesprächsstoff oder Gegenstand ohne die geringste Pedanterie, ja mit größter Unbefangenheit. In Frankreich sieht man entweder pedantische junge Mädchen oder stumme oder impertinente; man kann dafelbst nur mit jungen Frauen sich unterhalten und mit ihnen von angenehmen oder ernsthaften Dingen behaglich plaudern.

Im allgemeinen zeigen sich unsere Landsmänninnen ja von glänzenderem Exterieur als die Engländerinnen und beanspruchen diesen Vorrang auch in der Konversation. Hier bestehen sie aber nicht. Hat eine Engländerin Geist, so ist dies als verständt es sich von selbst; es ist eine Gabe, die sie, ohne eitel darauf zu sein, besitzt und vortrefflich geltend macht! Sie weiß etwas, will noch mehr wissen und einem obenein das lehren, was sie weiß. Die Französin dagegen will stets und immer Geist haben, aber sie weiß wenig und das, was sie weiß, nicht gründlich. Ihr Wissen ist für sie nur etwas Schmuck mehr; für die Engländerin ist es ein Gegenstand ernster Notwendigkeit.

Es sind fünf Söhne im Hause. Der Älteste ist 22 Jahre alt; er ist mir gegenüber etwas schüchtern, erscheint mir übrigens sehr ernst. Er ist durchdrungen von der Wichtigkeit seiner sozialen Pflichten und erfüllt dieselben mit einer über jedes Lob erhabenen Gewissenhaftigkeit. Fromm ohne bigot zu sein, ist er zugleich sehr arbeitssam, nicht passionierter Sportsman, aber ein trefflicher Bruder für seine jüngeren Geschwister, denen der Tribut brüderlicher Hochachtung für ihn deshalb zur lieben Pflicht wird.

Er ist natürlich für die politische Laufbahn bestimmt. Aber er ist verurteilt, Lord zu sein, wie mir seufzend seine Mutter sagte: „Unglücklicherweise wird er einst Lord sein.“ Er hat einen etwas traurigen Gesichtsausdruck; seine Zukunft beschäftigt ihn zu sehr, und es ist anzunehmen, daß ihm daraus die Hemmnisse erwachsen, je ausgelassener heiter sein zu können.

Der zweite Sohn ist ein sportsman, der nichts weiter verlangt, als dies mit Leib und Seele sein zu können; er ist schön und kräftig, voll Leben und Bewegung, mit einem praktischen Sinn für das Leben und von einem festen Urteil, wie es äußerst selten bei jemand in seinem Alter ist. Man bestimmt ihn für die Kirche; er scheint mir aber nicht im geringsten bigott zu sein, höchstens so viel er es sein muß. Aber wie komme ich dazu, als Franzose und Katholik von einem künftigen Geistlichen so zu sprechen? Ich sollte diesen Stoff mit Schweigen übergehen. Jedoch ein zukünftiger Geistlicher, welcher in der Welt lebt, Jagden und Wälle mitmacht und einst „eine schöne Frau heiraten wird,“ wie seine Mutter lächelnd sagt, ist ein etwas wunderbarer Typus für einen Pariser, der in der Nähe von Saint-Sulpice wohnt, zu wunderbar, um stumm an ihm vorüber zu schreiten.

Der dritte Sohn scheint mir von etwas kaustischem Geiste zu sein. Er ist für die Advokatur bestimmt und wird in das Haus der Gemeinen eintreten. Er ist glücklicher als sein Bruder, denn er bleibt darin.

Der vierte hat alles Zeug dazu, einst ein guter Soldat zu sein; er bereitet sich augenblicklich zum Examen für die Schule von Sandhurst vor.

Was den letzten Sohn betrifft, so wird man einen Diplomaten aus ihm machen; ich erkläre, daß er von weitgehendster Intelligenz und mit Scharfsinn begabt ist; leider ist seine Gesundheit nicht die festeste, im Gegenteil sehr zu Befürchtungen Anlaß gebend.

Ich kann hiermit die Beschreibung dieser ausgezeichneten Familie wohl beenden und will nur noch den Gatten der ältesten Tochter vorführen; er ist der echte Typus eines Engländer in seinem vollen Glanze. Ein schöner Mann, dessen Seele durch das feuchte Aurbau seiner herrlichen Augen durchschimmert. Sein Vater war Lordkanzler im Cabinet Gladstone!

Wie die Zeiten sich ändern! Die Tochter des Chefs der Opposition heiratet den Sohn eines Wigh-Ministers, und niemand wundert sich darüber.

Von so interessanten Menschen umgeben, war das Leben in diesem Hause ein höchst angenehmes und reizvolles. Als ich hierher kam, hatte ich die Idee, daß ein englischer Familienvater eine Art von Despot sei, vor dem die Kinder des Hauses sich nicht zu äußern wagten. Ich fand es ganz anders, wenigstens in diesem Hause. Hier ist der Vater eben so froh und guter Laune, wie die Kinder es sind, welche sich manchmal so ausgelassen wie junge Tollhäusler betragen. Ich habe auch in der Umgebung des Lord Salisbury nichts vom Spleen bemerkt; und alles in allem ist das Resultat meiner Beobachtungen, daß ich hier in eine ganz ausgezeichnete Familie eingetraten war.

Noch ein Wort über den Wohnsitz derselben!

Hatfield House, die Residenz des Marquis of Salisbury, ist so nahe an London gelegen, daß sie noch recht gut zu den Sehenswürdigkeiten der englischen Hauptstadt gerechnet werden kann. Freilich kein Prachtbau ist Hatfield House, aber ein Landsitz echt englischen Stils, der recht wohl für einen Mann paßt, dessen Gäste Könige und Königinnen sind. Um Hatfield House rankt sich eine reiche historische Vergangenheit. Ursprünglich eine Meierei der Mönche von Ely, wurde es später ein episcopaler Sitz. Bischof Morton, der begünstigte Minister Heinrichs VII., nahm den ersten verschönernden Umbau des Schlosses im Jahre 1480 vor. Später wurde Morton durch Heinrich VIII. gezwungen, Hatfield House ihm zu überlassen, und der König erwählte es fortan zu seinem Lieblingsaufenthalt. So blieb nun Hatfield House königlicher Sitz, bis James I. ihn mit einem Prachtbau Sir Robert Cecil's vertauschte. — Den größten Schatz, welchen Hatfield House birgt, ist das Staatsarchiv aus der Zeit Eduard III. Da findet man Gedichte der Königin Elisabeth, zwei der verhängnisvollen „Casket Letters“ (Schmuckkästchen-Briefe), angeblich von Maria Stuarts Hand, Borentwürfe für die Armada und ein rührender Brief Kardinals Wolsey nach seiner Absetzung. — Lord Salisbury, der jetzige Besitzer dieser Schätze, ist 1830 in Hatfield House geboren.



Der abgewiesene Freier.

Nach dem Originalgemälde von Max Volkhart.

"Und das war' also Euer letztes Wort?"
 "Ich sagte so! Nichts hinzuzufügen —"
 "Es war genug auch! — Nun, mein Sohn, komm' fort!
 Hier blüht dir weder Ehre noch Vergnügen!"

Und während hinterm Schirm die Schwester lacht,
 Lächelt sie mit halbem Ohr des Vaters Rede,
 Der Schmerzgeplagt, verdrießlich, aufgebracht,
 Des Nachbars Werbung spottet scharf und schneide.

Auf fährt der Mite, blutrot im Gesicht,
 Greift schnaufend so nach seinem Federhute,
 Der Kränkung grollend, die ihm zugefügt,
 Und stellt zum Saal hinaus in trotz'gem Mute.

"Da siehst sie ab! — ho — ho! —
 Mein Gretelein, schlag dir ihn aus dem Sinne!
 Ein ehrlich Müt, doch aber viel zu dumm,
 Und wert nicht deiner jungfräulichen Minne!"

Der Junge hält sich zaudernd ihm zur Seit',
 Rückwärts noch einmal Wunsch und Blick gewendet;
 Dem schlichten Herzen fühlt er ehrlich Leid,
 Daß also sich sein Liebestraum geendet.

Und gar der Mite! — Doch kein Wörtchen mehr!
 Mein Arger muß im Stillen sich verfühlen.
 Schnell, Mädchen, bringt mir meinen Hampfen her,
 Den bittern Nachgeschmack hinab zu spülen!"
 Ludwig Ziemssen.

Und sie? — Dieweil die Mutter das Geleit
 Soll Anstands den Exilanten noch gegeben,
 Lehnt still am Tisch sie voll Besangenheit,
 Sagt blöde kaum das Köpfchen zu erheben.

Der Weihnachtsengel und die Urseelen.

Für die Kleinen des Hauses.



Nirgendwo, das ist nämlich eine Welt für sich, steht ein großes Haus. Von Krystall und Silber sind die Wände und lichtblauschleierfeine Gewebe hüllen tausende von Kinderbettchen ein. Hier wohnen die Urseelen, ehe sie der Klapperstorch holt. Holt er sie, dann schlafen sie ein die kleinen Seelen und erwachen erst wieder, wenn sie Menschenkinder geworden sind.

Leise rauschten die Zweige dunkelgrüner Tannen gegen die Palastrände. Die Urseelen steckten ihre engelschönen Köpfchen aus den blauen Schleierhüllen und nickten sich zu.

„Es klingt so lieb, wenn's in den Tannen rauscht,“ sagte die eine. „Wir wollen hinaus in den Wald.“ Husch, husch liefen sie alle hinaus.

Da kam der Klapperstorch durch den Wald geschritten. Er klapperte und rief. Bald war er umringt von all den reizenden Kleinen.

„Wer will mit auf die Welt?“ fragte der Storch.

Schnell huschten sie alle davon und der Klapperstorch mußte sich abmühen, eins der kleinen Wesen zu fassen.

„Wohin willst du mit mir?“ fragte das Urseelchen, welches er fing.

„In die Welt, in die richtige Welt,“ antwortete der Storch.

„Ist's da schön?“

„Es wird dir schon gefallen,“ meinte der Klapperstorch, nahm das Urseelchen in den Schnabel und flog davon. Der Storch trug es zum See in ein weiches grünes Moosbettchen.

„Es wird immer schlimmer mit den Urseelen,“ sagte er zu seiner Frau, als er zu Hause ankam. „Sie wollen nicht mehr mit. Ob sie ahnen, wie böse es in der Welt zugeht?“

„Das glaube ich fast,“ erwiderte die Störchin. „Ich will zu ihnen und ihnen erzählen, daß es auch schön ist auf der Welt, wenn sich die Menschen lieb haben.“

Frau Storch besorgte das Abendbrot für den Gemahl und die Kinder und flog dann fort. Ihr Flug war zuerst dem See zu, darauf die Urseelen in den Moosbettchen lagen. Sie nahm die Größesten heraus. Aus ihnen waren liebliche Kinder geworden. Die trug Frau Storch in die Welt.

Großer Jubel war um die kleinen Bettchen her, in welches solch kindchen gelegt wurde. Vater und Mutter begrüßten es herzlich, wenn auch still.

Als die Störchin alle Kinder abgegeben hatte, flog sie nach Jrgendwo. Unterwegs rastete sie und seufzte: „Es ist ein saures Geschäft.“

„Na, woher, wohin?“ klapperte Frau Storch einen alten Wanderer an.

„Ach,“ sagte der Alte, „ich hab' einen sauren Posten.“

„Zu auch. Mit wem habt ihr denn zu thun?“

„Ach,“ fragte der Wanderer. „Mit dem Weihnachtsengel und dem Christkind.“

„Sagt ist's Sommer, da müßt ihr doch gute Zeit haben.“

„Das ist's ja,“ seufzte der Alte, „zu viel gute Zeit. Ich soll meinem Engelchen Arbeit suchen.“

„So, so,“ sagte die Störchin erfreut. „Er kann mir etwas Arbeit abnehmen.“

Sie erzählte nun dem Alten von der Not mit den Urseelen. „Es will keins mehr auf die Welt,“ schloß sie ihren Bericht.

„Sie sind wohl bald alle, die Urseelen,“ fragte der Mann.

„Bewahre, für ein paar Jahrtausende reichen sie noch,“ antwortete Frau Storch. „Sage, der Weihnachtsengel soll zu ihnen kommen, sage, daß er ihnen von der Weihnacht erzählt und wie schön die Welt sein kann.“

Solches versprach der Alte zu bestellen, schüttelte sich, mächtige Flügel (größer als die der Störchin) breitete er aus und flog in den Himmel. Frau Storch flog nach Haus und legte sich in ihr Bett.

Es war Nacht. Die Urseelen schlummerten hinter ihren Wiegenschleiern. Lieblich waren sie anzuschauen.

Da klorrte und schwirrte es um den Palastrand. Glöcklein von Silber erklangen in zartester Klarheit und viel tausend Stimmen sangen dazu. Die Urseelen erwachten und lauschten. Husch, waren sie auf aus dem Bettchen und schnell draußen im Walde. Aber wie war es heute im Walde? Tausende von Lichtern durchstrahlten die Tannen. Vergoldete Nüsse und rotbäckige Äpfel hingen an den Zweigen, und in der Luft schwebten unzählige Engel.

„Neue Urseelen!“ jubelten die Lichtgestalten, als sie aus dem Palastranden kamen. „Kommt herunter! Spielt mit uns!“ riefen sie den Engeln zu.

Diese aber schwebten aufwärts, höher und höher, bis sie verschwanden im nachtdunkeln Himmel und es leise verklang in unendlicher Ferne: „Und Friede auf Erden.“

Betrübt standen die Urseelen, den Engeln nachsehend. Dann aber betrachteten sie den heute so wunderbar schönen Wald. Waren sie selbst auch Wesen aus Licht und Duft, das Licht zwischen dem dunkeln Tannengrün gefiel ihnen doch ganz besonders. Und dort? Alle huschten und flogen herzu. Im Tannengebüsch, das rund um den Spielplatz der Urseelen gewachsen, saß ein Engel. Lieblich und zart war das edle Gesichtchen, düstig und lieblich die zarte Gestalt. Licht und Glanz war sein Eigen. So schön war kein Urseelchen. So engelschön nicht. Staunend umstanden die Kleinen den Engel.

„Nehmet die Geigen, die Pfeifen und Hörner,“ gebot der Engel und wies auf die Erde. Ja — da lagen viele kleine Dinge, wie sie die Urseelen noch nie gesehen. Der Engel sang. Die Kleinen stimmten ein mit ihren Instrumenten. Sie sangen und spielten wie es der Engel sie lehrte. Und er wies gen Himmel und sang von der Weihnacht auf Erden und von der ewigen Weihenacht.

Die Urseelen sangen und spielten mit. Ihr Schreien eilte der Welt und dem Himmel zu.

Die Nacht verschwand und der Weihnachtsengel mit ihr. Er war wieder hinauf in den Himmel geflogen. Immer wieder erzählten sich die Urseelen von ihm und der schönen Nacht. Sie freuten sich auf die Welt, und wenn der Storch kam, wußte er gar nicht welches er sollte zuerst nehmen.

Die Urseelen wollten eben alle auf die Welt, weil sie sich freuten auf die Weihnacht, auf die Gottes- und die Menschenliebe.

Das Alpenveilchen.

Diese schöne, allbeliebte Pflanze kommt, wie der für die Wissenschaft allzuprüfend verstorbenen Forschungsreisende Professor K. Koch, uns noch kurz vor seinem Tode mitteilte, in den Uferländern des mittelländischen Meeres am häufigsten vor, namentlich auf den daselbst einschließenden Gebirgen: den Alpen, dem Balkan mit den von diesem südwärts bis Griechenland absteigenden Höhenzügen, dem Libanon, den Süd-, West- und Nordabhängen des kleinasiatischen Hochlandes bis zum Kaspijsee bis nahe an die persische Grenze; im Süden, jenseits des Meeres, auf dem Atlas und den mit ihm in Verbindung stehenden nordafrikanischen Gebirgen, im Westen auf den Pyrenäen und den spanischen Hochlanden. Außerhalb dieser Kette finden wir das Alpenveilchen nur noch auf den Höhen im Salzburgerischen, in Böhmen und Schlesien wildwachsend.

Karl von Linné, des vorigen Jahrhunderts berühmtester Forscher und Systematiker auf allen Gebieten der Naturwissenschaft, gab dem Alpenveilchen den wissenschaftlichen Namen *Cyclamen von Kyklaminos* der alten Griechen, ein Wort, mit welchem Hippokrates das griechische Saubrot (*Cyclamen graecum* Lk.) bezeichnete, weil die Knollen von den Wildschweinen gern gefressen werden, oder weil das Schwarzwild Siziliens sich hauptsächlich von ihnen nährt, die aber dem menschlichen Gaumen brennend scharf erscheinen in Folge von dem ihm innewohnenden Cyclamin, einem chemischen Stoff, welcher, in den Magen gebracht, heftiges Erbrechen bewirkt und, in den Kreislauf des menschlichen Blutes übergehend, den Tod hervorrufen kann. Nur durch Kochen und Braten verlieren die Knollen diese Schärfe und werden dann beispielsweise von den Südrussen gern gegessen.

Die alten Griechen benutzten die Alpenveilchen ihres Landes zu Kränzen und hielten die Knollen für ein Heilmittel gegen Vergiftung und Schlangengift; schon seit der Zeit der Argonautenfahrt galten sie als ein Zaubermittel. Der deutsche Name der Pflanze, „Alpenveilchen“, ist von der Ähnlichkeit ihrer Blätter mit denen unseres bescheidenen Veilchens herzuleiten.

Die Aufmerksamkeit der Pflanzkundigen ist dem Alpenveilchen seit den ältesten Zeiten zugewendet geblieben, vielleicht, weil seine Blume mit den plötzlich zurückgebrochenen Zipfeln der Blumentrone in der Pflanzenwelt nicht ihres Gleichen hat. Kaspar Bauhin, ein Schweizer Botaniker des 16. Jahrhunderts, beschreibt 13, der Engländer Morillon im folgenden Jahrhundert 26 und Tournefort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sogar 32 verschiedene Arten des Alpenveilchens, die seitdem von dem italienischen Naturforscher Blasius in 7 „gute“ Arten vereinigt wurden.

Die Pflanze besteht aus der schon erwähnten scheibenartigen Knolle mit den Wurzeln und den bei den meisten Arten schön gezeichneten Blättern, zwischen denen die Blütenstiele mit je einer gewöhnlich wohlriechenden Blume sich erheben, die nach Befruchtung der letzteren spiralförmig sich zurückziehen und die Samentafeln in der Erde vergraben. Die Wurzeln aber entwickeln sich bei einigen Arten ober- und unterhalb der Knolle, die deshalb in die Erde gepflanzt, ganz mit Erde bedeckt werden muß, während andere, die nur unten Wurzeln ausenden, auf die Erde zu setzen sind.



Persisches Alpenveilchen.

Die Vermehrung der Arten, welche bei uns im Freien gezogen werden können und die weiter unten genannt werden sollen, geschieht leicht durch Samen (bei Haage u. Schmidt in Erfurt vorrätig), den man im Februar in eine flache Thonschale oder in eine Cigarrentüte dünn ansäet, die mit sandiger Heideerde auf einer Schicht von Ziegelstücken oder Topfscherben zur Erleichterung des Wasserabzugs beinahe gefüllt wird; der Same wird leicht angedrückt und mit einer dünnen Lage Holzkohlenstaub bedeckt, der das Aufkommen von Moos und anderem Unkraut hindert, das die erst später, etwa nach 4 bis 6 Wochen, aufkommenden Pflänzchen sonst unterdrücken würde. Denselben Zweck und einem leichteren, schnelleren Reimen der Samen dient eine Glasscheibe, mit der man die Samenschale o. a. bedecken sollte. Bei der Veränderlichkeit der Spielarten unseres Alpenveilchens entsteht aus dem Samen selten wieder dieselbe Sorte, aus welcher derselbe gewonnen wurde. Solche Sorten, wenn sie ganz besonders schön sind, muß man durch Stecklinge vermehren.

Ein solcher Steckling besteht aus dem Blatt und dem mit ihm verbundenen Auge, welche man aus der Knolle mit ganz wenig Fleisch herauschneidet, in ein Töpfchen mit sandiger Erde steckt und mit einer Glocke oder mit einem Trinkglase bedeckt. Beide, der Stecklingstopf wie die Samenschale, werden von unten bewässert durch das Eingießen des immer (bis 25° R.) erwärmten Wassers in den Unterfuß, den Teller oder dergl., auf welchen jene zu stellen sind. Der Glasscheibe, Glocke oder dem Trinkglase ist doch der Tau abzutrocknen, welcher sich nach der Verdunstung der Erdfeuchtigkeit an ihnen ansetzt und der den werdenden jungen Pflanzen schädlich ist.

Diese jungen Pflänzchen werden, sobald sie sich mit den Fingern fassen lassen und dann später wiederholt mit einem feinen Stäbchen ausgehoben und weiter aus einander gepflanzt („piquiert“), wobei darauf zu achten, daß das unterste Blatt stets dicht auf der Erde sitzt; bei jedem folgenden Verpflanzen giebt man aber der Erde eine kräftigere Beimischung, so zuerst von Laub- und Mistbeeterde, dann von leichtem Kalkstein, zuletzt noch von zerriebenem Kuhmist, immer mit kleinen Kalkstein- oder Ziegelstücken vereinigt; oder man giebt den Pflanzen öfter einen Düngguß von Kuhmist und Wasser, das 6 Tage auf jenem gestanden, oder mit Peru-Guano, dessen grobe Teile sich nach 2 bis 3 Tagen vom Wasser getrennt haben werden, indem sie auf den Boden des Gefäßes sanken. Solches Düngwasser muß noch reichlich mit reinem Wasser verdünnt werden. Die jungen Pflanzen sind im ganzen ersten Jahre unter Glas, d. h. unter den Fenstern des Gewächshauses oder dicht am Fenster des Wohnzimmers zu halten. Sie blühen nach ungefähr einem Jahre, und nach der Blüte bezw. Samenreife „ziehen sie ein“, d. h. der obere Teil stirbt ab und die Knollen müssen im trocknen Sande und frostfrei aufbewahrt werden, bis sie durch das Erwachen ihres Wachstums anzeigen, daß sie der Nahrung bedürfen; sie werden dann in frische, kräftige Erde (Heideerde, mürben Lehm, Sand und geriebenen Kuhmist) gepflanzt, wenn man nicht vorzieht, die sogenannten harten Sorten im Freien zu einem Blumenbeet zu verwenden.

Die beliebteste Art des Alpenveilchens ist das sogenannte Persische (*Cyclamen persicum* Mill.), das aber niemals in Persien, sondern auf der Insel Cypern wildwachsend gefunden wurde, und aus dem unsere Gärtner durch sorgfältige Kultur und künstliche Befruchtung (über die wir vielleicht später einmal ausführlich sprechen werden) die herrlichen, mannigfach veränderten Blumen ergogen haben, von denen unsere Abbildung einige wiederzugeben versucht.

Von den zahlreichen Spielarten des persischen Alpenveilchens nennen wir als die beliebteste Album mit weißen, Roseum mit rosenroten, Rubrum mit roten, Violaceum mit violetten Blumen, denen die großblumigen Sorten *Atrorubrum*, *schwarzrot*, *Giganteum* (*Univarium* oder *Splendens*) weiß mit rotem Auge, Kaiser Wilhelm glühend dunkelrot und außerordentlich groß, *Montblanc* reinweiß ohne Auge u. a., auch solche mit halbgefüllten Blumen sich anschließen.

Die Anzucht des persischen Alpenveilchens ist wie die der andern Arten; aber man säet die Samen am besten deshalb gewöhnlich im Dezember oder Januar, oder auch, um stärkere Pflanzen für den Winter des nächsten Jahres zu erhalten, Ende Juli oder Anfang August; auch wird man gut thun, die Pflanzen stets unter Glas zu halten, d. h. im Wohnzimmer oder im sogenannten temperierten Gewächshause, das während des Winters in einer Temperatur von + 8 bis 10° R. erhalten wird. Die Knollen wurzeln nur unten, müssen also hoch gepflanzt werden.

Wir empfehlen unseren geneigten Lesern die Anzucht des persischen Alpenveilchens aufs wärmste; sie wird ihnen viel Freude machen, besonders wenn es ihnen gelingt, guten Samen zu erhalten, wie ihn bekannte Berliner Cyclamenzüchter wie Fr. Schulz in Charlottenburg, Wiehle und Schwarzbach in Schöneberg u. a. zuweilen abgeben. Unsere Leserinnen bereiten sich durch solche Selbstanzucht einer der schönsten Winterblüher eine große Freude, doch dürfen nicht zu viele in einem Zimmer stehen, weil der allzu starke Geruch schädlich auf die Nerven wirkt.

Trotz der Schönheit des persischen Alpenveilchens dürfen wir die Arten nicht vergessen, welche aus der Levante, dem südlichen und mittleren Europa stammend, bei uns, auch im nördlichen Deutschland, unter einer leichten Laub- oder Moosdecke den Winter ganz gut aushalten. Sie entwickeln im freien Lande einen ebenso prächtigen Flor wie in Töpfen, und einige Arten bilden durch ihre schön gezeichneten, auch wohl silberbunten Blätter eine Gruppe, die in kurz gehaltenem Raufen von wunderbarem Effekt ist. Man pflanze sie, nachdem die Knollen sich vollständig ausgebildet, in halbschattiger Lage, am Rande von Gehölzgruppen, in besondere in dem Raufen ausgehauene Beete, oder auch auf der Nordseite künstlicher Felsen- und Steinparteen, am besten in vorher erwähnten Boden (Heide-, Laub- und Mistbeeterde mit Sand, mürbem Kalkstein und geriebenem Kuhmist oder Hornspänen) auf gut durchlässiger Unterlage von Kalkstein- oder Ziegelbrocken.

Zur Verwendung im freien Lande wie auch in Töpfen empfehlen wir, wie bereits in unserem „Wredows Gartenfreund“ 2. illustrierte Auflage, Berlin bei S. Cronbach, folgende Arten:

1. *Cyclamen neapolitanum* oder *hederaefolium*, das ephreublättrige Alpenveilchen von Neapel, hat auf der Unterseite glänzend silberweiß auf dunklem Grunde gezeichnete Blätter und rosenrote, zuweilen reinweiße Blumen, die im September sehr zahlreich erscheinen und bis zum Eintritt stärkerer Fröste andauern; gewöhnlich erscheinen die Blüten auch im Frühlinge. Die Knollen wurzeln oben und unten, müssen also tief (mit 5 Cent. starker Erdbedeckung) gepflanzt werden.

2. *C. latifolium* oder *graecum*, das breitblättrige oder griechische Alpenveilchen, hat schön gezackte, oben silberweiß gezeichnete, unten rote Blätter und hellrote, meist wohlriechende Blüten, die im Spätsommer in reicher Anzahl erscheinen. Die dicken runden Knollen bewurzeln sich bis zur Hälfte, dürfen also nicht ganz in der Erde stehen. Eine Spielart, *Argyrophyllum*, das silberblättrige Alpenveilchen, hat beinahe ganz silberweiße, eine andere, *Punctatum*, gefleckte und punktierte Blätter.

3. *C. repandum*, das ausgebreitete Alpenveilchen aus Griechenland, hat grüne, auf der Unterseite purpurrote, eckige Blätter und langgestielte rosenrote, schwach wohlriechende

Blüten. Die Knolle ist sehr klein, von der Größe einer Kastanie, entwickelt nur unten Wurzeln und muß deshalb auf die Erde gepflanzt werden. Diese Art blüht im Topf und Zimmer im Winter, im Freien nicht vorzeitigem Frühjahr.

4. C. coum von der Insel Kos im griechischen Meer hat



Griechisches Alpenveilchen.

kurzgestielte runde, meist einfarbige aber oft hellgrün gesammete Blätter und prächtig purpurrote Blumen, die zeitig im Frühjahr, im Kalthaus oder Zimmer schon im Winter erscheinen. Diese Art ist viel zu Kreuzungen mit Persicum benutzt worden und hat mit diesem zur Entstehung der herrlichen neueren Spielarten das meiste beigetragen. Die Knollen werden hoch gepflanzt.

5. C. europaeum, das europäische Alpenveilchen von den böhmischen und schlesischen Kalkalpen, hat eiförmig nierenförmige, oben dunkelgrüne, unten rötliche gezähnte Blätter und wohlriechende violettroten Blüten, die vom August bis Oktober erscheinen. Die Knollen sind tief zu pflanzen.

Wir erinnern schließlich noch daran, daß diese fünf Arten leicht und sicher im Beet des freien Landes überwintern, wenn sie nach eingetretener Frost leicht mit Laub, Moos und Tannenreisig bedeckt werden. C. europaeum hält auch ohne Decke aus.

O. Hüttig.

Über die Nachteile des starken Schnürens.

— „So ist denn Bier Die Scheinwahrheit, womit die schlaue Zeit Auch Weise fängt!“ (Shakespeare, Kaufmann von Venedig.)

Die neuerdings von verschiedenen Seiten erhobene Klage über den körperlichen Verfall des weiblichen Geschlechts verdient unsere vollste Aufmerksamkeit und fordert zu einer eingehenden Untersuchung über die Ursachen jener betrübenden Erscheinung auf. Beruht doch auf der körperlichen Gesundheit der Mädchen und Frauen die Geisteskraft und moralische Stärke derselben, sowie auch das Gedeihen der Familien, der Völker, ja der ganzen Menschheit. Eine der Hauptursachen der zunehmenden Kränklichkeit des weiblichen Körpers ist unbedingt die körperliche Erziehung desselben, welche leider Anforderungen der Gesundheitspflege weniger berücksichtigt, als die Ansprüche und Vorurteile der Gesellschaft. Namentlich die Frauen der besseren Stände sind förmlich gezwungen, sich ihren Körper zu verunstalten und sich jene erschöpfende und kräftigende Bewegung zu versagen, die sie allein vor Krankheiten, wie Bleichsucht, Nervosität, Blutarmut, Hysterie u. s. w. zu bewahren vermag. Die vollkräftige Gesundheit der Frau existiert fast nur noch in der Idee; und doch ließe sich dieselbe bei den reichen und bildsamen Naturanlagen des Weibes so leicht verwirklichen!

Die beim weiblichen Geschlechte besonders häufigen Brustkrankheiten rühren meist davon her, daß die wichtigsten Atmungsorgane, der Brustkasten mit seinen Muskeln und Lungen, in ihrer Entwicklung gehemmt sind, daß der Brustkorb zu eng bleibt und die Lungen keine ausgiebige Atmungsthätigkeit entwickeln können. Diesen verhängnisvollen Mangel verschuldet in erster Linie das zu starke Schnürens! Diese Unsitte bewirkt eine nach und nach zunehmende vollständige Entstellung des Brustkorbes. Indem nämlich das Korset einen beständigen Druck auf die kurzen unteren Rippen ausübt, werden dieselben zusammengedrückt und an der für den Atmungsprozeß nötigen Ausdehnung gehindert; gleichzeitig wird die untere Öffnung des Brustkorbes verengt und hierdurch die Lage und Verrichtung der wichtigsten Organe gestört. Sobald kräftigere Körperbewegungen, z. B. das Ersteigen eines Berges oder einer steilen Treppe, sowie das Tanzen, Singen u. dgl. ausgiebige Atemzüge verlangen, so müssen die oberen Rippen durch gewaltiges Heben und sehr beschleunigte Atemzüge die mangelhafte Leistung der unteren Rippen ausgleichen. Diese unnatürliche Atmung ist aber nicht bloß unbequem, sondern stört auch die Blutbildung und Ernährung, denn die Menge der Lebenslust oder des Sauerstoffs, der in die Lungen

gelangt, steht in gleichem Verhältnis zu dem Umfange des Brustkorbes; je kleiner derselbe durch Verengung des unteren Raumes wird, desto geringer ist die Sauerstoffmenge, welche bei jedem Atemzuge in die Lungen gelangt, um hier auf das Blut des lebenden Körpers zu wirken. Bleichsucht, Herzklopfen, Brustschwäche — das sind die ersten notwendigen Folgen des starken Schnürens. Und nicht bloß auf die Lungen wirkt das Korset nachteilig, auch die Verdauungsorgane erleiden gewisse organische Veränderungen, welche die Ernährung schwer beeinträchtigen. Die durch das Korset gepressten falschen Rippen drücken nämlich auf die Leber, welche hierdurch aufhört, normal ernährt zu werden, indem von der am meisten zusammengedrückten Stelle ein welches, flaches, bandartiges Stück übrig bleibt, in welchem nur noch Reste von Blut- und Gallen-gefäßen sichtbar sind. Durch die Einschnürung und Zusammenpressung der Leber wird der Magen mit den ihm anhängenden Eingeweiden aus seiner Lage gedrängt, so daß er teilweise oder ganz eine senkrechte Stellung einnimmt. Derselbe Pressung und Lagerungsveränderung hat wiederum eine Störung der Magentätigkeit zur Folge, woraus sich die so häufigen Magenkrämpfe der stark geschnürten Frauen leicht erklären lassen. Hartnäckige Stuhlverstopfung, selbst Brüche und andere schlimme, ja lebensgefährliche Leiden des Unterleibes sind die traurigen Folgen des unseligen Schnürens. Zur Entschuldigung desselben heißt es allerdings: „das Korset gebe eine unentbehrliche Stütze für eine gute Körperhaltung.“ Nun, es ist nicht zu läugnen, daß ein gut gearbeitetes und richtig, d. h. nach wissenschaftlichen Grundfäßen angewendetes Korset eine sehr anmutige, vorteilhafte Figur macht. Allein, so muß sich jede vernünftige Frau fragen, wo ist die Grenze zwischen einer unschädlichen Anwendung des Korsets und dem Mißbrauch desselben? Was die eine Frau eng nennt, wird von der andern als weit betrachtet, weil selbst eine sehr enge Kleidung durch die Macht der Gewohnheit ohne augenblicklich fühlbare Beschwerden ertragen wird. Dennoch giebt es gewisse Anhaltspunkte zur Beantwortung der Frage: was ist zu eng und was nicht? Wir wollen unjeren geschätzten Leserinnen die Antwort in möglichst kurzer, leicht faßlicher Form erteilen:

Erstens: Wo der Zustand des Geschnürtseins dem Körper unnatürlicher Weise zum Bedürfnis geworden ist, wo im nicht-geschnürten Zustande ein Gefühl der Schwäche im Rücken, von mangelnder Festigkeit und Haltung sich einstellt, da hat Mißbrauch des Korsets stattgefunden, denn ein gesunder, gut entwickelter Leib bedarf keiner Stütze!

Zweitens: Wo ein um die Gegend der Taille des entkleideten Körpers gewissenhaft genommenes Maß mehr beträgt, als das Taillenmaß des Kleides, da ist das Kleid zu eng, um so mehr, als zwischen diesem und dem Körper noch verschiedene andere Stücke der Bekleidung Platz finden müssen.

Hiernach ist jede Frau selbst in der Lage, ein richtiges Urteil in diesem Punkte zu fällen.

Wenn die moderne weibliche Kleidung einmal ein Korset durchaus verlangt, so soll dasselbe so zusammengesetzt sein, daß es den Frauen und Mädchen nicht allein eine anmutige Gestalt, sondern auch Schutz und Wärme, Behagen und Wohlsein gewährt. Hierzu eignet sich am besten ein breites, gürtelartiges Korset, welches so lose um den Leib gelegt wird, daß es die Atembewegungen nicht hemmt und auch im Sitzen nicht belästigt, welches ferner sich auf die Hüften stützt und oben zur Unterstützung der Brust passend erweitert ist.

Nur wenn das Korset den eben erwähnten Bedingungen entspricht, wird jede Frau beim Gebrauch desselben das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, indem die inneren Organe ihres Körpers, frei von jeder Hemmung, ihre natürliche Bestimmung verrichten und zu einer allseitig harmonischen Entwicklung gelangen. Dann wird aber auch diese „Zier“ — um mit dem Dichter zu reden — aufhören, eine „Scheinwahrheit“ zu sein.

Dr. Soliner.

Berliner Modenbrief.

Das unabänderliche Gesetz des regelmäßigen Wechsels beherrscht die Natur, bestimmt auch die Mode. Ja, ihr sind Wechsel und schnelle Folge recht eigentlich Daseinsbedingungen, sind die pulsierenden Herzschläge, die um so höher und kräftiger gehen, je mehr das Naturleben ermatet und erfrischt. Welcher Kontrast! Hier schwermütige Ruhe, wallende feuchte Nebelschleier, fahle, den Tod bekundende Tinten; dort wo die Mode herrscht, Leben und Bewegung, üppige Entfaltung von Farben und Geben, die in Glanz und Pracht uns übermütig entgegenleuchten, neckisch reizen und mit berückender Sprache reden von Lebenslust und Festesfreuden.

Und daß ich mir gleich bei dem Gipfel der letzteren, den Ballfreuden beginne und alle meine jungen Freundinnen entzücke mit der Mitteilung, daß es in Wahrheit niemals so anmutige, reizende Ballstoffe gab, wie in dieser Saison. Es dürfte manchem jugendlichen Köpfelein, sei es auch noch so vertraut mit den „Staats“-Wissenschaften, die Wahl zu denken geben, welcher von den vielen Stoffen der schönste und kleidsamste sei. Feine, leichte, wolfige Seidentülls (Illusionstüll), mit Perlen in Gold oder Silber, mit weißen oder farbigen Wachsperlen pleinartig benäht, mit freihängenden Schlingen aus Perlen verschiedener Farbe und Form, mit birnenförmigen Grelots aus Wachsperlen versehen, sind eine ebenso pikante wie geniale Neuheit, die als wolfige Stoffdraperie in Form eines Tablier oder einer faltigen Tunika zu farbig seidnenem Unterkleid niemals ihre Wirkung verfehlen dürfte. Der Hauch, der über einer solchen Toilette liegt, ist unbeschreiblich, wenn die Übereinstimmung der Farben zwischen der Seide, den farbigen Perlen und dem Blumenreichtum gewahrt wird. Eine Variante dieser Tüllgattung ist der mit Blumenkelchen, mit einzelnen Blüten, ja kleinen Blütenzweiglein übersreute Seidentüll. Als hätte die Mode Lese gehalten in Feld und Flur und Lenzesblüten und strahlende Tropfen gesammelt und hier vereinigt, solchen Eindruck machen diese Stoffe, die eigens erfunden scheinen für Jugend und Grazie. Mattraja Tüll mit kleinen Rosenknospen und Chenillelaub oder rofa Blumensternen, zartblauer Tüll mit Bergföhreinstäbchen, weißer Grund mit weißen oder farbigen Blüten und dergl. mehr; weiter — schillernde, schimmernde Seidengaze weiß

und farbig, uni und mit bunter, feiner Stickerei, mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, sächischer farbiger Tüll mit crème-farbener Stickerei, gauffrierte Gaze, brochierte Gaze, bunt bedruckter Tüll und Spitzenstoff und die alljährlich wiederkehrenden Tarlatan- und Mullsorten. Ein reiches Kontingent, aus dem zu wählen Mittel und Geschmack gebieten.

Für Gesellschaftstoilette, für Soirées, Familienbälle hat die Mode die beliebte Boile noch auf dem Repertoire behalten, die in crème mit abgepaßten Blumenbordüren allerliebste Toiletten liefert. Die übliche Niedertaille aus farbigem Plüsch oder Atlas, reicher Schleifenschmuck aus farbigem Sammet oder Atlasbände erhöhen den Effekt des Kostüms und sind durchaus berechtigt. Schleifen und Schleifchen, hier und da auch noch die Charpes sind die Kleinen aber überaus günstigen Raffinements der Mode, durch die sie chic und Charakter hervorbringt; Schleifenbündel in der bauchig drapierten Tunika, Schleifen auf dem Unterkleide, Achselbänder mit Schleifen an der Niedertaille, kleine Schmetterlings-schleifen seitwärts am Halsragen und im Haar: das wird die hervorstechende Garnitur der jugendlichen Anzüge sein.

Die schweren, glanzvollen und kostbaren Stoffe sind das Vorrecht der Frauen und der älteren Damen. Moiré, faille française, Bengaline, Satin duchesse sind die für diese Saison vorgeschriebenen Stoffe, denen sich dann noch die Spitzenstoffe nebst Spitzen, der Sammet und der wieder sehr beliebte Plüsch beigegeben. Von letzterem verspricht man sich einen bedeutenden Verbrauch, da die Neigung für Plüschschleppen sehr vorherrscht. Und nicht allein der farbenprächtige Seidenplüsch mit seinen schönen Lichtreflexen wird dazu verarbeitet, sondern auch eine hierzu eigens gewebte und langflurig geschorene Art des Wolleplüsches, der sammetartig wirkt und fast noch schwerer und würdiger fällt als der Seidenplüsch. — Schwarze Toiletten allerdings machen hierbei eine Ausnahme. Der eigentümliche Reflex des schwarzen Plüsches wirkt störend, fast unedel; deshalb schreibt die Mode zu eleganten schwarzen Toiletten entweder eine lange edige Schleppe aus dem Stoff des Kleides, aus schwarzem Brokatstoff oder eine solche aus schwarzem Sammet vor, welche letztere infolge des tiefen melancholischen Tones zu jedem Stoff wie zu jeder Kombination in Einklang steht. Selbst zu schwarzen Spitzenroben, die in dieser Saison ein fast noch erhöhtes Interesse einflößen und gelegentlich das schlichte Äußere durch Hinzunahme von Schmelz- und Jetperlen, Grelots, Agraffen und Perlenbordüren gegen einen prunkhafteren Charakter auszutauschen vermögen, ist die schwarze selbständige Sammet-schleppe am Plage und verheirateten Damen jeder Altersstufe gestattet. Bei Gelegenheit der Schleppe muß erwähnt werden, daß Roben mit kürzerer und längerer Schleppe mehr und mehr im Gesellschaftsraum dominieren. Selbst Ballroben für junge Frauen, die noch tanzen, werden wiederum mit halblanger Schleppe gefertigt, während der runde fußfreie Rock für die jungen tanzenden Mädchen unangetastet bleibt.

Ganz entgegen früherer Tendenz, mehrere verschiedene Stoffe, auch wohl verschiedene Farben an einer Robe zur Geltung zu bringen, sucht die Mode in eleganter Einheit ihr Ziel, eine Thatsache, die ganz besonders an den Toiletten für ältere Damen sich bekundet. Roben aus nur einem der oben erwähnten Stoffe mit Hinzunahme von Seiden- oder Perlenstickereien, Sammet oder Plüsch mit Gold- oder orientaltischer Stickerei tragen den Stempel wirklicher Eleganz und Bornehmheit; doch können immerhin ökonomische und praktische Rücksichten auch eine Abweichung dieses neuesten Modeparagraphen rechtfertigen, wie denn überhaupt individueller Geschmack, sofern er nicht thörichten Ausschreitungen anheimfällt, stets gewürdigt wird.

Mit dem Beginn einer neuen Saison pflegen wir von der Mode auch eine neue Farbentafel zu erwarten. Diesemal hat sie fast gänzlich davon Abstand genommen, neue Farben zu mischen oder eine besondere Schattierung zu bevorzugen; Gelb, Altgold, Weiß, crème, Mattblau, Rosa, die ganze Nuancenstala des Heliotrop, vom gesättigten tiefen Farbenton bis hinauf zum lichten Lila, die verschiedenen roten, braunen, grünen und blauen Töne mehr und weniger rein, sind acceptiert für Stoffe und Bänder.

Die nahe bevorstehende Weihnachtszeit giebt mir noch Gelegenheit, im Interesse meiner Leserinnen des weiteren Balladjustements zu gedenken und davon in erster Linie der Fächer, jenes unentbehrlichen Ballrequisits, und der Schmuck-Gegenstände zu erwähnen. Dem Charakter der Balltoilette entsprechend sind die Fächerbekleidungen aus Seidengaze, aus Crêpe de Chine, aus Seidengaze und Spitzenapplikation oder ganz aus Spitzenstoff. Was sie besonders auszeichnet, sind die anmutigen Malereien, die namentlich auf dem garten Gazegewebe von heller Farbe einen unbeschreiblichen Zauber ausüben und eine passende Folie in den schönen dunkelfarbigen Holzgestellen oder den farbigen, schillernden Perlmutterstäben finden. Meist ist das Perlmuttergestell der Farbe der Gazebekleidung angepaßt, z. B. grün zu olive Gaze, bläulich-schimmernde Perlmutter zu mattblauer Crêpe de Chine; die Malereien stellen vorherrschend antike Motive oder mythologische Figuren und Szenen, Allegorien u. dergl. dar. Jederfächer in Weiß oder farbig gelten als das Attribut der Frau, wozu auch der exorbitante Preis einzelner Exemplare sie bestimmt. Dem Fächer, wenn er unbenutzt ist, einen passenden Platz zu sichern, ist häufig sehr schwer; ein gutes Anknüpfungsmittel giebt hierfür die Mode mit einem Schmuckstück, Fächerhalter genannt, der in Form eines aus Metallbuckeln bestehenden Halbgürtels vorn quer über der Taille befestigt wird und an dessen einer Seite eine Kette herabhängt zum Befestigen des Fächers. In Silber, in Bronze, oxydiertem Metall, Stahl u. vorzüglich, ist dieser Fächerhalter „Theodora“ byzantinischen Genres ziemlich für jede Toilette statthaft, der Jugend wohl am passendsten in Silber zu empfehlen. Silberschmuck, namentlich aus geschlagenem Silber, ist für junge Mädchen das denkbar zierlichste und passendste, wenn auch momentan die Mode mit dem byzantinischen und altägyptischen Genre bedeutenden Sport treibt. Agraffen aus gutem Straß, imitiertem Gestein u. dgl. finden ihre sehr hübsche Verwendung zum Befestigen von Schleifen, Blumen; bei Coiffuren, dem jetzt wieder üblichen Kopfpuz verheirateter Damen, bilden solche Nadeln und Agraffen einen wesentlichen Bestandteil.

Veronica v. G.

Weihnachts-Litteratur.

Aus dem Kunstverlage von Theod. Stroemer in München geht uns eben ein Werk von höchster Schönheit und Bedeutsamkeit zu: „Das Lob des tugendhaften Weibes.“ Dreißig Kompositionen von Ludwig v. Kramer. Ausgeführt in 8 Heliogravüren und 22 Tondruckbildern. Mit poetischer Einleitung von Karl Gerok. Die wahrhaft köstlichen Bilder sind, auf Grund des leitenden Gedankens von Sprüche Salomons 31, V. 10-31, zu einer kleinen Gallerie vereinigt, die uns den Werth weiblichen Lebens, Lebens und Waltens sinnig und tief gemüthvoll vor das Auge rückt. Die deutsche Frau (benn in deutschem Sinne ist das ganze konzipiert) sieht hier in idealer Darstellung sich selbst; sie blickt in einen Spiegel, der ihr — zu höchster ethischer Wirkung — ihr ganzes Leben, wie es sein soll, mahnend und erhebend wieder spiegelt. Ein herrlicher künstlerischer Gedanke untergeleitet schön ausgeführt. Was hier an bildlicher Darstellung und technischer Reproduktion geleistet ist, dürfte kaum noch zu übertreffen sein. Möchte doch keine unserer Leserinnen verabsäumen, sich das schöne Werk in einer Buchhandlung anzusehen; es zu erwerben dürfte ja leider, trotz des sehr mäßigen Preises, nicht jede in der Lage sein. (Prachtb. M. 15.)

Demselben Verlage entstammt ein eigenartig reizendes Büchlein, das gleichfalls auf warmes Interesse namentlich seitens der Frauenwelt rechnen darf: „Blumengrüße.“ Ausgewählt von Amalie Godin. Die feinsinnige Dichterin hat aus dem ganzen reichen Vorrat der heimischen und fremdländischen Lyrik, unter Hinzufügung eigener vortrefflicher Poesien, solche Dichtungen ausgewählt, die das Wesen und die Erscheinung der Blumenwelt poetisch verkörpern, und so, nach Jahreszeiten geordnet, ein höchst reizvolles Ganzes geschaffen. Jeder Blume ist in zierlicher Randzeichnung ihr Abbild beigegeben. Das Büchlein ist ganz entzückend ausgestattet und wird auf dem deutschen Weihnachtsfest Aufsehen erregen. (M. 2.)

Noch müssen, unter rühmender Hervorhebung ihres inneren Wertes, wie der vortrefflichen äußeren Gestalt, die ihnen der Theod. Stroemerische Kunstverlag mit bestem feinen Geschmack verliehen hat, einige Jugendschriften besten Genres erwähnt werden: „Ein Jahr in Märchen.“ Erzählt von Emma Ladbey. Mit 12 Bildern nach Aquarellen von Heint. Braun (M. 4.50). Ferner: „Willkommen.“ Ein neues Malbuch für das kleine Volk. Zum Dekorieren mit Buntstift oder Pinsel. Mit 104 Holzschnitten nach Zeichnungen von Lizzie Lawson, Kate Greenaway u. a. Erzählungen und Verse von Helene Binder. 2. Aufl. geb. M. 2.50. — „Wer weiß, wie ich heiß?“ Kinderposse, Lieder, Fabeln und Rätsel von Ferd. Haas. Mit 145 Illustr. Die „weißen Schwäne“ und andere Märchen. Von H. C. Andersen. Illustr. von Alice Savers; endlich in niedlichem Futteral vier Bändchen einer „Bibliothek für die Kleinen“, enthaltend: Unseres Kindes Album — Meiner Puppe Album — Mückkäfigens Album und Album Allerlei. Hier ist das ganze Kinder-Kleinleben mit seinen Leiden und Freuden in allerliebsten Bildern und Versen abgebildet, höchst wirksam besonders, wenn letztere von Mütterchen vorgelesen und erstere dabei vorgezeigt und erklärt werden. Die vier Bändchen zusammen kosten M. 2.25, einzeln 60 Pf. Zum Schluß sei einer eben eingetroffenen Novität gedacht, betitelt: „Die Welt im Kleinen für die kleine Welt.“ Ein Bilderbuch für Mutter und Kind. In 48 Friesen in Farbendruck nach Orig. Aquarell von Wobd. Friedrich, Karl und Joh. Gehret, A. Schanz und J. Zojan (Gustav Weise in Stuttgart). Preis 6 Mark. Eine herrliche Weihnachtsgabe für die Kleinen, wohl geeignet zu belehren, die Phantasie anzuregen und Freude zu erwecken.

Kalender-Umschau.

Paul Rosers Notizkalender für das Jahr 1886. Schmalfolio-Ausgabe. Mit Vöschpapier durchschossen. Preis M. 2. (Berlin, Verlag des Berlin. Lithograph. Instituts — Jul. Moser — Potsdamerstr. 110.) Ein äußerst reichhaltiger, praktisch eingerichteter und handlicher Band, der namentlich dem Geschäftsmanne alles bietet, was er für das kaufmännische Leben — zumal in Berlin — an Nachweisen braucht. Der Preis ist für das hier Gebotene sehr gering. Derselbe Notizkalender als Schreibunterlage für das Jahr 1886 ist in eleganter schwarzer Wachstuchmappe zum Preise von M. 2, in chinesischer Bekehrmappe (braun, grün, rot) zum Preise von M. 3 erschienen und außerordentlich empfehlenswert. Der Jahrgang 1886 ist übrigens schon der zehnte seit dem Bestehen des Kalenders, Beweis genug, daß er sich in der Geschäftswelt fest eingebürgert hat. Daß beide Kalender auch in allen Haushaltungen die besten Dienste leisten werden, versteht sich von selbst. Cijiojanus-Kalender für das Jahr 1886. Verlag von Max Krause, Berlin. Dichtungen von Friedrich Goebeler. Ein im Stil des 16. Jahrhunderts gehaltener Schreibkalender von origineller Schönheit, der in seiner poetischen Vergabe das Leben des deutschen Volkes nach seinen religiösen und bürgerlichen Beziehungen durch ein ganzes Jahr hin begleitet. Preis M. 1. Deutscher Frauenkalender vom „Roten Kreuz“ für 1886. Herausgegeben von dem Erlanger Zweigverein des Bayerischen Frauenvereins zum Besten des Vereins. (Erlangen, Verlag von Andr. Deichert.) Mit wertvollen hygienischen Hinweisen und Nachweisen ausgestattet, dient der Kalender den Zwecken des Vereins nach allen Richtungen hin aufs Beste. Wirtschaftsbuch der deutschen Hausfrau I. Von Caroline Freisrau v. Friesen. Als musterhaft schon durch drei Jahrgänge von uns rühmend anerkannt, bewährt das inhaltreiche Buch seinen bisher erworbenen Ruf auch diesmal aufs Beste und verdient die wärmste Empfehlung. Teil II enthält eine vorzügliche Kochrezept-Sammlung. Sehr zierlich, nützlich und praktisch zeigen sich die diesmaligen Jahrgänge der oft belobten Damen-Kalender aus dem Verlage von Trowitsch & Sohn und A. Haas. Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1886. Für den täglichen Gebrauch eingerichtet, nebst Küchen-Kalender, Waich-Tabelle etc. (Stuttgart, Jul. Hoffmann.) Das Muster eines Wirtschaftsbuches, unübertrefflich durch praktische Einrichtung und übersichtliche Anordnung — ein Segen für jeden Haushalt, der dasselbe seiner Ökonomie zu Grunde legt.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Fr. W. L. Ein vorzügliches Buch über die Pflege der Kranken, das in der Bibliothek jeder Familie einen Platz haben sollte, ist von Dr. Franz Kieselwetter geschrieben worden. Es trägt den Titel: „Die Krankenpflege in der Familie“ und erdient im Verlage von Eduard Zentner in Troppau. Als Hauptverdienst des Verfassers ist anzusehen, daß er in diesem Buch es sorgfältig vermeidet, den Laien zu Tätigkeiten aufzumuntern, die lediglich Sache des Arztes sind, vielmehr ist er ausschließlich bestrebt, den Laien zu unterrichten, wie er den Kranken sachgemäß pflegen, die Anordnungen des Arztes entsprechend ausführen und im richtigen Augenblicke beurteilen kann, ob es dem Kranken besser oder schlimmer gehe u. s. w. — Fr. B. Über das fragliche Mittel haben wir noch nichts gehört; wahrscheinlich würde unsere gewöhnliche Kalamuswurzel ebenso wirken, wenn sie für gedachten Zweck überhaupt sich wirksam erweist. — Abonnentin in Ulten. — S. L. — Brünette. — M. in Wittenberg. Keines der bekannten Enthaarungsmittel (Depilatorien) vermag die Haare so zu entfernen, daß ein Nachwuchs nicht mehr stattfindet. Die Depilatorien von Böttger, Mundellus etc. lösen die Substanz der über die Haut ragenden Haare auf, das Psithron von E. Karig (Berlin W., Friedrichstr. 196) entfernt die Haare mechanisch mit der Wurzel. Alle genannten Mittel sind unschädlich. Ebenso unschädlich ist das gleichfalls von Karig zu beziehende Haarfarbmittel Krinodrom. — Wdm. S. in L. Das Haarfarbmittel „Sora“ ist uns nicht bekannt. — Veronica. Wir können Sie nur warnen, den Versprechungen der „biatetisch-kosmetischen Anstalt“ von J. H. W. Vertrauen zu schenken. Nach der Pharmaceutischen Zeitung hat diese „Anstalt“ ihren Wohnsitz von Baden-Baden, wo ihr Besitzer einmal in unangenehme Konflikte mit den Gerichtsbehörden geraten war, nach Bielefeld-Bünning (Schweiz) verlegt. — Besorgte Freundin in T. Wir vermuten, daß Sie ein mit Dextrin verästeltes Tannin erhalten haben. Lassen Sie sich die Lösung in der Apotheke bereiten und fügen Sie dazu, daß dieselbe stets in wohlverschlossener Flasche aufbewahrt wird; dann hält sie sich längere Zeit.

Haushalt und Küche. Fr. W. in M. Feltower Mädchen lassen sich in folgender Weise haltbar aufbewahren: Man legt die Mädchen in einer fest schließenden Kiste oder einem großen thönernen Topf so übereinander, daß man zwischen je zwei Schichten, deren jede etwa 30 viel Mädchen faßt, als man zu einer Mahlzeit gebraucht, einen Bogen Kiefernholz bringt. Das Gefäß wird dicht verschlossen und in einen luftigen Raum, doch vor Frost geschützt, hingestellt. Solche Mädchen sollen sich auch sehr lange gut erhalten, wenn man sie in ein großes Faß bringt und dafür Sorge trägt, daß dasselbe jeden Tag ein- bis zweimal umgerollt wird. — Fr. A. T. in B. Die künstliche Maitobolensenz (Waldmeisteressenz) wird gewöhnlich aus Tontabohnen bereitet oder ist eine Auflösung von Cumarin, dem Nächststoff des Waldmeisters. Eine aus frischem Kraut bereitete vorzügliche Waldmeisteressenz stellt Dr. V. Raumann in Plauen bei Dresden dar. — W. C. in Z. — S. in U. Die im Haushalt sich ansammelnden Abfälle von Stanniol (Zinnfolie) lassen sich nicht wohl zu Dilettantenarbeiten verwenden. Die Sammler von Cigarrenspitzen, sowie die „Reichschekel“ nehmen gerne auch Sendungen von Stanniolabfällen entgegen.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Regine D. i. B.-G. Man weicht die Dfarbenfäden in feinstem Terpentinöl auf, reibt sie mit einem weichen Lappen ab und wäscht die Stelle mit Benzin nach. — A. K. i. C. Moderkleider sind aus schwarzen Stoffen (Seide, Wolle) zu entfernen durch Abreiben mit stärkstem Spiritus (aus der Apotheke), dem man einige Tropfen Salmiakgeist zusetzt. — Leserin in Italien. Über die Behandlung der Wäsche wollener Kleider brachten wir auf Seite 384 Jahrgang 1881 des „Bazar“ einen längeren Aufsatz, auf den wir verweisen müssen. Bezüglich der Wäsche weißer Wollstücken heißt es darin, daß eine Seifenlösung mit Borax, fochend heiß angewendet, solchen Sachen eine Lockerheit und blendende Weiße giebt, die sie oft neu nicht so rein bekommen haben. Man legt zu einem Liter Seifenlauge einen Theelöffel voll gepulverten Borax. — Wdm. Siegedin. Wir schlagen vor, die Spitzen an den weißen Fächern mit einem Kitt aus Eiweiß und Kreide zu kleben und dann durch vorrichtiges Plätten der Klebefelle das Eiweiß des Kittes gerinnen zu lassen und so die Spitzen, ohne daß Fäden entstehen, festzuheften. — Vertha L. Subbingsfelds Wäschelehn, welcher der Stärkwäsche beim Plätten schönen Glanz verleihen soll, kann nach folgender Vorschrift bereitet werden. 50 Gramm Natrat, 50 Gr. Gummi arabicum, 50 Gr. Borax, 125 Gr. Glycerin und 725 Gr. destilliertes Wasser werden unter Umrühren so lange mit einander erhitzt (es kann dies auf dem Wasserbade geschehen), bis eine vollständige Lösung stattgefunden hat. Nach dem Abkühlen giebt man die Flüssigkeit in Flaschen und bewahrt sie darin, wohl verschlossen, bis zu späterem Gebrauche auf. Beim Plätten giebt man auf den Liter Wasser, welches zum Auflösen der Stärke beim Kochen derselben dient, vierzig Theelöffel von der Glanzflüssigkeit, die vorher durchzuschütteln ist.

Geographisches Diamanträtsel.



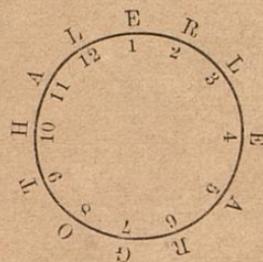
Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet. Die sieben wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

- 1. Einen großen Strom. 2. Einen Nebenfluß dieses Stromes. 3. Eine französische Festung. 4. Eine Stadt an der Donau. 5. Eine Stadt in der preussischen Rheinprovinz. 6. Die Hauptstadt eines asiatischen Reiches. 7. Eine Stadt auf der Insel Sizilien. — e.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 55.

Mehrere befreundete Damen hatten zu wohlthätigem Zwecke einen Verein gebildet, der jährlich 520 Mark verausgabte. Der Beitrag, den jede einzelne Dame zahlte, belief sich auf 6 Mark weniger, als die Gesamtzahl der Teilnehmerinnen betrug. Aus wieviel Damen bestand der Verein? Und welchen Beitrag zahlte jede Dame?

Auflösung des Kreisrätsels Seite 468.



- 1. 2. 3. 4. Erle. 3. 4. 5. Lea. 3. 4. 5. 6. Lear. 5. 6. 7. 8. Argo. 7. 8. 9. 10. 11. Gottha. 9. 10. 11. 12. 1. Thale. 11. 12. 1. Me.

Bei Jahreschluss

halten wir bestens empfohlen:

Bazar-Einbanddecke für Jahrg. 1885

in eleg. Goldprägung und Schwarzdruck mit reichster Vergoldung. Preis 2 Mark 80 Pf.

Bazar-Sammel-Kasten

in Form eines elegant gebundenen, reich verzieren Buches, die zur bequemsten Aufbewahrung der einzeln erscheinenden Nummern und Supplemente dienen. Diese Kasten tragen keine Jahreszahl und können dauernd zu vorgenanntem Zweck verwendet werden. Preis 4 Mark (reich vergoldete Ausgabe) und 3 Mark 50 Pf. (einfachere Ausgabe). Jede Buchhandlung übernimmt die Beforgung.

Masken-Kostüme.

18 Blätter in Folio-Format, teils ff. koloriert, teils in Schwarzdruck, mit ca. 80 Abbildungen von Damen- und Kinder-Kostümen zu Maskenbällen, Privatfestlichkeiten u. s. w. 2. verm. Auflage mit Textbeilage. In eleganter farbiger Mappe. Preis 4 Mark.

Bazar-Album.

Sechs farbige Musterblätter in Folio-Format mit Vorlagen für Bunt- und Kreuzstich-Stickerei, sowie für Majolika-Malerei. Nebst 2 Musterbogen mit Anleitung und mit Vorseichnungen in natürlicher Größe. In eleganter farbiger Enveloppe. Preis 5 Mark.

Die Administration des Bazar.

Wir bitten dringend, alle für die Redaktion des „Bazar“ bestimmten Sendungen und Zuschriften ohne Beifügung eines Personennamens zu adressieren an die:

Bazar-Aktien-Gesellschaft, Berlin W.

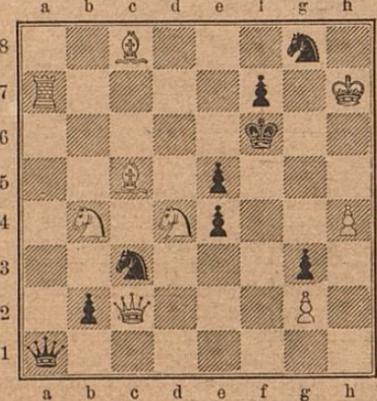
Wilhelmstraße 46/47. Für persönlich adressierte Sendungen übernehmen wir keinerlei Gewähr. Die Redaktion des „Bazar“.

Shah.

Aufgabe Nr. 166.

Von Aurelio Ubeia.

Schwarz.



Weiß sieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 165 Seite 492.

- 1. Dh3 — h7. Schwarz. 1. Ke4 — f5 oder — d5. 2. Sc2 — g3 oder Dh7 — b7 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Ke4 n. d3 (— f3, — e3). 2. Tg6 — g3 matt. B. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. d6 — d5. 2. Tg6 — g3 matt.

An die Leserinnen des „Bazar“.

Jeder einmal stehen wir am Ende eines Jahres und schicken uns an, die diesjährige Schlussnummer des Bazar unter die Presse zu geben: da ist es uns ein unabweisbares Bedürfnis, derselben in letzter Stunde an alle die Tausende, welche, über die ganze weite Welt verbreitet, den Leser- und Abonnentenkreis unseres Journals bilden, ein herzliches Wort beizufügen. Ein Wort des Dankes, ein Wort der Bitte, ein Wort der Hoffnung! Es ist unseren einsichtigen Leserinnen nicht entgangen, daß der Bazar wie von jeher, so besonders seit seiner neuerdings vollzogenen Reorganisation in ganz besonderem Maße bemüht gewesen ist, den Ansprüchen und Erwartungen seiner Leserinnen in umfassender Weise zu entsprechen, ja über dieselben, materiell wie ideell, zum Teil weit hinaus zu gehen. Darüber sind uns höchst wertvolle und verständnisreiche Anerkennungen zu teil geworden, für welche wir hiermit unsern schönsten Dank aussprechen.

Diesem Danke fügen wir die herzliche Bitte hinzu, uns auch im bevorstehenden Jahre durch gleich lebhaft Teilnahme an unserem Werke, durch treues Festhalten am „Bazar“ und wohlwollende thatkräftige Parteinahme für denselben erfreuen, stärken und belohnen zu wollen! Nur bei so enger und inniger Beziehung zwischen Publikum und Redaktion, bei so lebendiger Wechselwirkung und Anregung ist letztere imstande, das Höchste, das Beste zu leisten!

Daß wir diesem schönen Ziele im nächsten Jahre um ein Bedeutendes werden näher rücken können, das ist unsere, auf sicheren und wohl-bereiteten Boden gestützte Hoffnung!

Mit diesen Empfindungen verabschieden wir uns für dieses Jahr von den Leserinnen des Bazar.

Die Redaktion.

Das Abonnement auf das neue Quartal oder den neuen Jahrgang bitten wir bei den Postanstalten oder Buchhandlungen baldigst erneuern zu wollen, damit in der Zusendung der erscheinenden Nummern keine Unterbrechung eintritt. Besonders bei den Postanstalten ist rechtzeitige Erneuerung des Abonnements erforderlich.

Die Administration.



2

6.40 m